

Die
Kriegsprima
von Fritz Pistorius



Gottfried Seiffert.

Die Kriegsprima

und andere Geschichten vom Doktor-Fuchs

von

Fritz Pistorius

Verfasser von „Dr. Fuchs und seine Tertia“, „Von Jungen, die werden“,
„Mit Gott für König und Vaterland“.

Vierte, durchgesehene Auflage.



Berlin • Trowitsch & Sohn • 1917.

Die Zeit ist hart,
aber pifer der Sieg!
Gen. Feldw. H. Kienitzberg.

Zum Frauen Ausruhen
an Meinen Frauen

Rudolf Becker,
Leutnant i. Regt.
des Reg. Regt.
von der Marwitz
(B. Jänner 1894)

Kriegswissenschaften 117.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Et geht los! Et geht los!	5
2. Die Kriegsprima an der Schwelle des Notengamens	19
3. Spione!	31
4. Der erste große Schlag	42
5. Auf Erntearbeit	57
6. Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!	84
7. Jetzt kann man doch nicht Extemporale schreiben!	99
8. Tannenberg	107
9. Er will mit	121
10. Unsere Ostpreußen	135
11. Die Russenknute	145
12. Besuch in Uniform	150
13. U 9	161
14. Der Granatsplitter	173
15. Der Kosak	180
16. Wir lassen uns nicht aushungern!	187
17. Zum Geburtstage	196
18. Gefallen und für uns gestorben	203
19. Der Klassenstrategie	214
20. Wie die Jungen gesammelt haben	225
21. Die Reichswollwoche	237
22. Aus Vaterland, aus teure, schließ dich an!	254



„Et geht los! Et geht los!“

Seit dem Anfange der Großen Ferien hatten diese beiden Oberprimaner zusammen gearbeitet, fleißig und an jedem Tage, den Gott in dem glühend-heißen Sommer des Jahres 1914 hatte werden lassen, die beiden Oberprimaner nämlich, der große, stattliche Hertler und der kleine, dicke Granz, der, als einziger aus seiner Klasse, so gern und dabei so verständnisvoll berlinerte. Zu Michaelis sollten sie mit noch neun andern Kameraden „ins Abitur steigen“, und sie wollten natürlich auch „das Ding ganz bombensicher bauen“. Aber jetzt nun schon acht Tage lang, seitdem dieses niederträchtige Serbien jedes Anerbieten unseres österreichischen Bundesgenossen schnöde zurückgewiesen hatte, wollte die Arbeit nicht mehr recht fließen; da fieberte es heiß in den Alten und nicht weniger in den Jungen; da kam es wohl auch vor, daß auf einmal keiner mehr von den beiden Primanern ein Wort sagte,

sondern daß sie sich mitten in der Arbeit starr ansahen.

„Graz! Mensch! Was hast du denn nur wieder?“

„Jede? Nicht! Mach' man weiter!“

„Ja, du paßt aber nicht auf!“

„Ach! Ich dachte man bloß, wat nu werden soll! Hinter Serbien steht doch Rußland, und Rußland — das merkt doch 'n Pferd! — Rußland will den Krieg!“

„Aber Frankreich doch erst recht! Worauf warten wir nur noch hier in Deutschland?“ — Hertler ballte die Fäuste und reckte dabei die Arme empor.

„Der Kaiser will eben mit aller Gewalt Frieden halten!“

Die Jungen starrten sich wieder an, bis der kleine, energische Graz sich aus seinen Gedanken emporriß. „Los! Aber du, das x hopft mir immer vor den Augen rum! Na, weiter!“

Samohl, weiter! Die beiden singen von neuem an und — kamen doch nicht weiter. — — —

So war es Sonnabend geworden, der 1. August.

Der Himmel hat es gesehen: ganz Berlin wollte an diesem Tage, genau wie an allen andern Tagen, arbeiten und konnte es doch nicht. Auch Hertler und Graz schleppten sich nur mühselig in eine mathematische Aufgabe hinein, welche die vorjährigen Abiturienten zu lösen gehabt hatten. Jetzt hob die Uhr zum Schlagen aus: 1 — 2 — die Blicke der

beiden flogen von dem mathematischen Krimstrams weg hinauf zum Zifferblatt — 10 — 11 — 12. In der schwülen Mittagsluft des Zimmers verhallte der gleichschwebende Ton.

„Zwölf!“ flüstert Hertler. „Um Gottes willen, worauf wartet der Kaiser bloß noch?“

„'s wird doch Krieg!“ — Graz fährt mit einem Ruck auf und stößt den Stuhl zurück. — „Blödsinn, jetzt noch zu arbeiten! 's wird doch Krieg!“

Als verstünde er ihn nicht, so sieht Hertler den Freund einen Augenblick an; er ist etwas bedächtiger und besonders langsamer als der Kleine. „Haft recht!“ stößt aber auch er jetzt hervor. „Dazmal gibt's ein Notexamen, und dann Krieg!“ und immer lauter ruft er: „Krieg! Krieg!“

Der Kleine dämpft mit einem komischen Schreck auf dem vollen, rundlichen Gesicht ab. „Mensch! Donnerwetter! Schrei doch nicht so! Bist doch hier nicht auf dem Tempelhofer Feld!“

„Nein! Warum denn?“ — Als wenn Hertler jetzt zur Besinnung käme.

„Na also! Nicht so'n Krach! Meine Mama kann das Wort nicht hören! Schrei meinertwegen, bellum, bellum!“

Darob lacht der Große so gutmütig. „Nein, das klingt ja wie bellen! Jetzt bellen wir nicht mehr; jetzt beißen wir hoffentlich bald! Du gehst doch auch mit, Dicker, wenn's losgeht!“

Die braunen, auch schon sonst so lustigen Augen

des kleinen, lebendigen Kranz leuchten auf einmal noch schärfer auf, und geheimnisvoll und von ganz tief drinnen blüht es heraus. „Selbst—ver—ständ—lich!“ antwortet er. „Siebzig war mein Großvater ja auch mit! Die Erlaubnis von meinen Eltern will ich also schon kriegen! Bloß jetzt darf ich noch nichts sagen!“

„Sagen? Nein! Aber doch denken! Ja!“ — Hertler reckt den Arm zu dem kleinen Kameraden hin aus. — „Siehst du, das geht mir ganz genau so! Aber“ — etwas gedrückt und sogar beinahe ängstlich und langsamer kommt das heraus — „aber ich bin doch der Einzige!“

„Ach, Einziger oder nicht! Wir wollen alle Soldat werden!“ — Kranz richtet sich dabei keck auf. Das Militärmaß hat er, wenn auch bei weitem nicht das Gardemaß. Dann schmeißt er den Bleistift auf den Tisch, daß der da aufknallt und in einem weiten Bogen über alle die Bücher weg zu Boden springt. „Ich halte mich an das Wort meines Alten: ‚Die junge Welt gehört an die Front!‘“

An Hertler zuckt und ruckt es. „Ach,“ erwidert er mißmutig, „jetzt arbeiten wir doch nicht mehr. Wollen mal unter die Linden! Komm! Wollen mal sehen! Es muß sich doch nun entscheiden!“ — Er krampft die Hände zusammen und streckt sie wieder weit von sich. — „Gott im Himmel! Worauf wartet der Kaiser bloß noch?“

„Ja doch! Ja doch! Die Franzosen und

Russen fallen einfach über uns her! 'nen Augenblick! Meiner Mama sagen, daß ich vielleicht 'n bißten später zu Mittag komme!“

Kranz verschwindet, ist aber im Nu wieder da, und die Tür fällt hinter den beiden ins Schloß. —

Erbarungslos brennt die Sonne in die stau-
bigen Straßen der Hauptstadt hinein; doch un-
bekümmert um Staub und Hitze wogt eine gewaltige
Menschenmenge darin auf und ab, die Wilhelmstraße
hinein bis zum Palais des Reichskanzlers und auch
wieder zurück die Linden hinauf bis zum Schloß.
Einzelne Trupps ziehen zum Nationaldenkmal, zum
Reichstagsgebäude und zu Bismarck. Mitten drin
lassen sich Hertler und Kranz treiben, die beiden Abi-
turienten. Matt, hungrig und durstig sind sie; doch
sie merken es nicht. Hier und da fängt eine schwarz-
weiß-rote oder eine schwarz-gelbe Fahne das Auge.
Drei andere Klassenfreunde haben die beiden auf ihren
Irrfahrten getroffen; sie sind aber wieder von ihnen
abgekommen. Aus Mittag und Nachmittag will es
schon Abend werden. „Sechs gleich!“ sagt Hertler.

Da kommt's auf einmal von der Friedrichstraße
her. Losgerissen, weder hell noch dumpf und ganz
unbestimmt und zerfasert. Die Gedanken arbeiten
fiebernd, wollen den flatternden Ton fassen. Nein!
Doch halt! — „Weiter!“ — „Nicht doch!“ — Jetzt
zittert's deutlicher über die wogenden Massen hin.
Hertler hat den Kopf hochgereckt, über die andern

weg. Seine Augen haben sich weit geöffnet. Mit ihnen und durch sie hört er gleichsam.

Klingt das nicht wie „mobil“?

Just in demselben Augenblicke tauchen zwei Offiziere und einige Unteroffiziere oder Feldwebel mit den roten Achselklappen des zweiten Garde-Regiments auf. Sie werfen den rechten Arm stürmisch hoch, und schmetternd rufen und jauchzen sie in die Menge hinein: „Seine Majestät! Hurra! Hurra! Hurra!“ Brausend jubelt ihnen ein tausendfach tosendes „Hurra!“ als Antwort entgegen, und inbrünstig ringt es sich aus der Masse empor:

„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!“ —

Dumpf sonst hatte sich bisher alles hin- und hergeschoben; doch das war nun einmal ein Aufklackern des Gefühls, und jetzt endlich kommt mehr Bewegung in die Menge. Man drängt, man läuft, man stürmt gleichsam die Linden hinauf dem Schloß zu. Ein Auto setzt in der schmalen Gasse daher, die mit Mühe in dem Menschenstrome offengehalten wird; es streut etwas nach links und rechts hin: weiße Blätter schwimmen und gaukeln plötzlich wie große Schmetterlinge über den Köpfen. Hertler in seiner stattlichen Größe greift hoch, erhascht solch Blatt und hält es, soweit seine Arme reichen wollen, gegen den Himmel, um es so besser lesen zu können. Doch schon hat der kleine Kranz neben ihm alles erfaßt und brüllt auf: „Krieg! Krieg! Mobiiii!“

„Krieg!“ — Es ist, als ob bei dieser furchtbaren Gewißheit starres Entsetzen auf die Menge herabfiel; als ob einen Augenblick lang das lautpochende Herz stillstehen wollte. „So wahr es einen Gott im Himmel gibt, wir haben den Krieg nicht gewollt!“ — So stößt auf einmal der große, stattliche Mann neben den beiden jungen Leuten hervor. Wie ein heiliger Schwur schallt das über alle andern hin, und innerlich erschauernd fühlt Hertler den heißen, ringenden Atem des Fremden an seinem Nacken vorbeistreichen. — „Aber“ — andächtig lauschen alle diesen Worten; denn allen sind sie aus der tiefinnersten Seele gesprochen — „wenn es doch nicht anders sein kann, dann sage ich nur: in Gottes Namen los!“

„In Gottes Namen los!“ — Die Leute stammeln das Wort nach, zuerst noch etwas bekümmert, dann lauter und immer lauter, bis es endlich weitergeht, anschwillt und aufbraust wie der Aufschrei eines ganzen Volkes. „In Gottes Namen los! Mobiiii! Mobiiii!“ Doch kein Jubel klingt heraus, keine Freude über den kommenden Krieg, der sicherlich furchtbar werden wird, nein, nur die Entschlossenheit, die geboren wurde aus der Einsicht, daß das ganze, große, friedliebende Deutschland mit seinem Kaiser an der Spitze nun endlich doch nicht mehr anders konnte und wirklich nicht mehr anders konnte. Ein heiliges, scheues Beben zittert durch die Seelen.

„Krieg! — Mobil!“

Die unheimlich lastende Spannung, die mit schier unerträglicher Wucht jetzt schon tagelang auf allen gelegen, hier löst sie sich langsam und ernst und in dem einen, befreienden Worte „in Gottes Namen los!“

Alles schiebt sich schon weiter. Alles will vor das Schloß. Zum Kaiser. Am Denkmal Friedrichs des Großen geht's vorüber; den Soldaten in der Neuen Wache wird ein frischer Gruß; ein Hoch dem Kronprinzenpalais. Jetzt zieht man über die Schloßbrücke weg und drängt sich drüben zusammen. Auch hier ist die Jugend am beweglichsten: die beiden Abiturienten schieben sich weit vor, ganz vorn hin, wo sich vor dem Schloßbalkon schon dichte Massen gestaut hatten. Dort stehen sie und warten und warten mit all den andern geduldig auf ihren Kaiser und starren auf das Schloß hin. „Er wird sich schon zeigen!“ sagt Hertler und packt den kleineren Cranz fester am Arm, als wenn er ihn zu sich hinaufheben wollte.

Da, eine helle, schrille Stimme: „Unser Kaiser, Wilhelm II., er lebe hoch!“ und tausendfach brandet das „Hoch! Der Kaiser hoch!“ zu dem schweigend aufragenden Schloß hinauf. „Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands, Heil Kaiser dir!“ —

„Nestern hat er gered't!“ meint ein Arbeiter darauf. „Ja habet man aber knapp verstanden, weil ich da drüben am Rand stand. Aber heute wär' ich's schon versteinert!“

Hertler ist groß genug. Er sieht sich nach dem „Rand“ hin um. „Gott im Himmel!“ ruft er. „Das sind an die Hunderttausend mindestens. Ach, Cränzken! Da drüben steht ja die ganze Bande!“

„Bande? Welche Bande?“ — Eingekleidet und beinahe unbeweglich sieht Cranz wie durch einen Luftschacht empor.

Hertler nickt der „Bande“ schon zu. „Na, Drechsler und Abrecht und Men—!“

„Ruhe!“ — Eine wogende, erwartungsvolle Bewegung läuft plötzlich über die Massen hin. Die Flügeltüren nämlich des Schloßbalkons oben tun sich auf, und jeder weiß es jetzt: der Kaiser wird sich zeigen. Alles drängt noch weiter nach vorn. Schulter an Schulter, Reihe an Reihe steht man da, vom Lustgarten hinten bis an das Schloßgitter vorn. Und jetzt jubelt alles auf, hinauf zum Balkon des Schlosses.

In dem hohen, dunklen Ausschnitt der Tür ist der Kaiser mit der Kaiserin erschienen. Die Gestalten kommen den beiden jungen Leuten in dem Rahmen der übergroßen Tür recht klein vor. Ergriffen winkt die Kaiserin der Menge zu, und laut braust der Jubel des Volkes hinauf zu dem Herrscherpaar.

Ein begeistertes „Hurra!“ hebt sich klar heraus und schwillt immer mehr an und „Hoch!“ und „Der Kaiser! Der Kaiser!“ Hüte, Tücher, Hände. Das wogt, und das brandet.

Da tritt der Kaiser einen Schritt vor. Auf seinem Stahlhelm liegt die zur Rüste gehende Sonne, und gleißend geht der Schein auf die Menge hin. „Still! — Ruhe! Ruhe!“ tönt es unten über die dichtgedrängten Tausende weg. „Der Kaiser will reden!“

„Ich hab' et ja jesagt!“ läßt sich die Stimme des Arbeiters leise, aber triumphierend neben Hertler vernehmen. „Jestern ooch! Fleich wird das aber nich ruhig!“

Wenn auch nicht im Augenblicke, es wird doch schneller ruhig, als der Arbeiter es gedacht hat. Sogar ganz ruhig.

„Blei! Blei! Bleistift!“ — Hertler stößt es kaum hörbar hervor. — „Halt! Hab schon!“

„Ach, Sie wollen mitschreiben?“

Hertler nickt; Cranz aber flüstert mit einem freudigen und stolzen Blick aus seinen großen, rehbraunen Augen: „Der stenographiert's gleich!“

Totenstille ringsum!

Da tönt auf einmal, etwas hochgehalten und ein wenig belegt, langsam, scharf und deutlich die Stimme des Kaisers über die Massen hin. Ein Blick Hertlers hinauf und jetzt auf seinen kleinen Notizblock hinunter!

„Ich danke euch für alle Liebe und Treue, die ihr mir in diesen Tagen erwiesen habt. Sie waren ernst, wie keine vorher! Kommt es zum Kampf, so hören alle Parteien auf! Auch mich hat die eine

oder die andere Partei wohl angegriffen. Das war in Friedenszeiten. Ich verzeihe es heute allen von ganzem Herzen! Ich kenne keine Parteien und auch keine Konfessionen mehr. Wir sind heute alle deutsche Brüder und nur noch deutsche Brüder. Will unser Nachbar es nicht anders, gönnt er uns den Frieden nicht, so hoffe ich zu Gott, daß unser gutes deutsches Schwert siegreich aus diesem schweren Kampf hervorgeht.“

Cranz, der Kleine, hat manches Wort nicht gut verstanden. Und doch auch wieder verstanden. Weniger mit den Ohren als mit den inneren Sinnen. Er hat alles gleichsam aus der Luft herabgetrunken.

Jetzt verklingen die letzten Worte des Kaisers, und eben hat Cranz, zwischen zwei Köpfen vor sich, einen kleinen, schnellen Ausblick zu dem Balkon hinauf. Der Kaiser legt gerade die Hand an den Helm, die Kaiserin winkt, und endlose Hurrarufe und immer wieder Hurrarufe brausen empor zu dem Herrscherpaar.

Die Kaiserin winkt immer noch; ihr Hoher Gemahl reicht ihr den Arm; beide treten zurück, und hinter ihnen schließen sich langsam die Flügeltüren. Unten aber, erschüttert und innerlich gepackt, vereinen sich die vielen Tausende zum gemeinsamen Gesange und im Gesange gleichsam zum Gebet. Einer hat es angestimmt: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Die Nachbarn folgen; jetzt fallen auch die

Entfernterstehenden ein. Der Zweifler, der Cranz, er fühlt sich wie geläutert. Er atmet schwer. Wie eine weihevollte Offenbarung kommt es über ihn, daß dieser dem deutschen Volke aufgezwungene Krieg nicht nur um irdische Güter geführt werden wird, sondern daß es ein heiliger Krieg sein soll. Der junge Mensch kann sich dieses Gefühls nicht mehr erwehren, und er will es auch nicht: er singt in tiefer Inbrunst mit, und in gewaltigem Chor braust zwischen Schloß und Dom und Altem Museum das trutzige Lutherlied zum Himmel empor.

„Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen!“

Ja, ein Gebet ist das. Minutenlang noch stehen die Menschenmassen, bis sie sich endlich doch lösen. Über die Schloßbrücke drängen sie sich dahin, ordnen sich ungewollt schon vor dem Zeughaus wieder, ziehen jetzt Arm in Arm fort, dem Denkmal des Alten Fritz zu, und dabei jubeln und jauchzen sie in begeisterten Tönen. — — —

Hertler und Cranz sind wie trunken im großen Schwarm mitgezogen, über die Schloßbrücke weg die Linden hinunter. An der Wilhelmstraße biegen sie nach Süden hin aus. Hertlers Tasche an der Jacke ist abgerissen; er drückt den Lappen noch einmal an und läßt ihn dann hängen, wie er will. Er merkt zwar, wie das immer im Takt seiner Schritte auf und abpendelt; aber in ihm singt und

flingt und schwingt alles, und er achtet nicht mehr der Kleinigkeit. „Also,“ sagt er so vor sich hin, „nun ist's doch so gekommen!“

„Ja, et jeht los!“ frohlockt Cranz jubelnd neben ihm immer und immer wieder. „Et jeht los! Gud mal!“ — Mit einem Ruck bleibt er stehen. — „Gud mal! Da drüben!“

An der Zettelsäule wird soeben ein großes, rotes Plakat angeklebt. „Mobilmachung befohlen!“

„Also, et jeht los! Et jeht los! Ich trete bei den Augustanern ein!“

„Ich bei den Franzern!“ entgegnet Hertler schlicht. „Mein Vater hat schon da gebient! Morgen früh gehe ich gleich zum Direktor. Du kommst doch mit? Wollen mal hören, wie 's mit dem Examen wird!“

„Ja, id jehe gleich noch mit zu Drechsler und Blank ran. Kannst du Menzel und Korbach nehmen? Holt mich morgen früh ab! Vielleicht um neun!“

„Ja, aber schnell nur jetzt! Ach, halt mal! Ein Bäcker!“

Jetzt erst spüren die beiden Jungen den gewaltigen Hunger. Indes, alles ist ausverkauft in dem Laden.

„Schweineerei!“ — Im Munde des Berliners klingt das nicht allzu gefährlich. — „Also los! Bei Muttern gib't's sicher wat Scheenet!“

Die Jungen laufen mehr, als daß sie gehen.

„Daß ich die Ansprache des Kaisers aber mitstenographiert habe,“ sagt Hertler, „das freut mich!“



„Bringen ja morgen alle Zeitungen!“ pufst der kleine Cranz heraus, der neben dem großen Kameraden immer halb trabrennen muß.

„So kann ich sie aber gleich meinen Eltern vorlesen! Die freuen sich darüber!“

Da steht Cranz mit einem Ruck still. „M. W.! Machen wir! Diktire es mir mal schnell, und wenn ich umfalle vor Hunger! Langsamer! So! — Danke!“ —

Jetzt ziehen die beiden wieder eiligst ihres Weges weiter.

„Ich gehe hier ab, zu Menzel!“ erklärt Hertler.

„tjö! Et jeht los! Et jeht loos!“ — — —

Cranz stapft jetzt in aller Hast dem elterlichen Hause zu. Auf sein Sturmkläuten öffnet sich ihm die Tür lange nicht schnell genug. Plötzlich steht die Mutter vor ihm. „Na, Junge, wo bleibst du denn nur den ganzen Nachmittag und Abend?“

„Mama! Mobil! Es geht los!“ — Noch ganz atemlos. — „Ich mache das Notexamen! Dazu muß ich aber jedenfalls erst eure Erlaubnis haben, als Kriegsfreiwilliger mitzugehen. Es gehen alle mit!“

Die Mutter sieht still vor sich nieder und seufzt dann nur; der Junge aber schmettert für die andern, die jetzt herbeistürzen, in die Wohnung hinein: „Mobiiii! Et jeht los! Et jeht los!“



Die Kriegsprima an der Schwelle des Notexamens.

„Morgen!“ — Der kleine, dicke Cranz in einem unendlich weiten Drilchanzug, mit seinem frischen, roten Gesicht und seinen leuchtenden, lachenden Augen darin hat mit einem Ruck die Tür aufgerissen, tritt aber jetzt langsam nur und majestätisch in die Klasse herein. Es ist die Quarta, die neben dem Zimmer des Direktors liegt, und die der Schuldiener für die Notabiturienten aufgeschlossen hat. — „n Morjennnn, — die — Herrn!“

„Ach!“ — „Nanu!“ — „Mensch! Cranz!“ — „Nanu?“

„Ja, jeht ihr?“ — Cranz hat sich breitbeinig hingestellt und lächelt den andern freudig zu. — „Seht ihr? So sind wir!“

„Schon Soldat? Seit wann denn?“

„Ja! Forch! Was? Seit jestern vormittag 5 Uhr 30 Minuten 42 Sekunden!“

Da lachen alle. „Aber dann hättest du doch zu heute die beste Klust anziehen sollen! Zum Examen!“

„Jawoll! Hat sich was, beste Klust! Det 's meine beste! 'ne andere habe ich noch nicht zu sehen gekriegt! Sieht aber doch schneidig aus, solch Drilchanzug! Was? Beneidet mich! Hm?“ —

Auf den Gesichtern der andern Notabiturienten liegt wirklich so etwas wie ein leiser Neid. Sie treten jetzt alle um Cranz herum; der eine faßt seinen Drilchärmel an; der andere bewundert den kleinen, dicken Kerl von vorn; der dritte von hinten; die übrigen von den Seiten, von überall her.

„Na, Platz genug hast du drin, Cränzken!“

„Ach, tut nichts! Hübsch lustig! Kann man brauchen, du, beim Militär!“

Da hatte der eine der Kameraden wieder den Ärmel gefaßt. „Aber dreckig bist du, Mensch! So willst du das Examen machen?“

„Will ich nich bloß, mach' ich noch! Jetzt kommen wir alle durch! Alle elbe durch die Bank! Und keene schriftlichen Arbeiten! Jungen, Jungen, Jungen! Davor hatte ich doch 'nen heiligen Bammel! Jetzt? Och! 'n Morjen! Herr Gott, Mensch! Du bist wohl durch alle Strohhaufen hier getrochen!“

„Morjen! Wer weiß denn, daß wir hier in der Quarta warten sollen!“ sagt der Neuangekommene. „Was ist denn hier überhaupt auf einmal los? Alle Flure liegen hier ja voll Stroh!“

„Ja, ja! Unterschied jejen vor vier Wochen!“ — Cranz spricht mit einem Berg von Erfahrungen, gesammelt in den letzten vierundzwanzig Stunden. — „Unsere Penne ist 'ne richtigehende Kaserne geworden. Wißt ihr, wo ich diese Nacht zum ersten Mal geschlafen habe?“ — Der kleine, lustige Kerl im dreckigen Drilchanzuge ist der Mittelpunkt der ganzen Schar, die sich schließlich hier zusammenfindet. „Na? — In der Obersekunda!“

Da lacht der zuletzt Zugekommene, der schlanke, gelenke Hertler so fröhlich los. „Du, Cränzken, du schwindelst schon wieder gräßlich! Du hast schon vor zwei Jahren in der Obersekunda feste geschlafen!“

Die andern, die verstehen das und lachen auch. „Na, da haben wir doch alle geschlafen,“ sagt Rorbach. „Übrigens, wo sind denn hier die Bänke alle geblieben? Die eine da haben sie wohl für uns stehen lassen?“

„War mein erster Dienst, du!“ schleudert Cranz nur so hin. „Alle in 'n Keller geschafft! Nachher kommt hier auch Stroh 'rein!“

„Ach so!“ — Jetzt versteht Hertler. — „Deshalb die Fuhren draußen auf dem Flur! Aber sagt mal, seid ihr denn gestern bei irgendeinem Regiment angekommen?“

„Na selbstverständlich! Sonst dürfen wir ja gar nicht das Examen machen! Hast du denn noch nicht den Schein?“

Der blasse Schrecken zuckt Hertler über das

Gesicht. „Was denn? Ich habe doch hier die Erlaubnis von meinem Alten!“

Aber da nun die andern! Sogar der immer gutmütig lächelnde Brandt, der bis jetzt noch am ruhigsten gewesen war, ruft aus: „Genügt nicht, Mensch! Bist du ein Baby! Hat doch der Direx extra vorgelesen!“

„Ja doch!“ gibt Hertler hastig zurück. „Ich bin aber eben noch nicht angekommen!“ —

Die Kameraden tun, als hätten sie schon die erste Heldentat vollbracht. „Wo bist du denn gewesen? Wo wolltest du denn überhaupt ankommen?“

„Na, bei den Franzern!“

„Aber, Mensch, was hast du denn nur wieder gemacht! Wir wollten doch alle elf zu den Augustanern!“

„Ja, mein Papa hat doch aber bei den Franzern gebient!“

Menzel, der Primus omnium, der immer das letzte und entscheidende Wort hat, endet den Streit. „Na, Hertler, das siehst du doch ein, wenn du nicht den Aufnahmeschein hast, kannst du auch nicht geprüft werden!“

Die sonst so ruhig und bestimmt dreinschauenden Augen des großen, schlanken Jungen blicken auf einmal ängstlich umher. „Ich habe aber doch alles versucht. Ich bin eben noch nicht zur ärztlichen Untersuchung drangekommen. Waren ja noch Unmassen vor mir!“

„Drängelt man sich eben 'n bißchen vor!“ — Jeder glaubt es Franz, daß er das gemacht hat.

„Jawohl! Hat sich was mit vordrängeln! Drängeln sich eben alle vor!“

„Halt!“ ruft Franz auf einmal dazwischen. „Otto, ich weiß! Du kannst deinen Schein gleich haben, wenn du bei uns eintreten willst!“ — Wie das gesagt wird, dieses „bei uns!“ — „Königin Augusta Garde-Grenadier-Regiment Nummer 4! Franzer jar nicht dajen!“

„Na, wie so! Ich habe da nun doch schon —!“

„Willst du bei uns eintreten? Ich kann's machen! Und sofort! Ja oder nein! Dann kannst du mit uns das Examen machen?“

Einen kleinen Augenblick scheint Hertler nachzudenken. Dann stößt er kurz und schnell entschlossen hervor: „Ja!“

„Komm mit!“ — Der Arm in der Drilchjacke hat sich energisch gehoben und zeigt nach rechts hinaus. „Neben dem Zimmer des Direx, da ist eben der Stabsarzt und untersucht. Im Augenblick gemacht! Nur die Einwilligung deines Alten mußt du zeigen können!“

Die hat Hertler bereits in der Hand, und ungeduldig sagt er wieder: „Ja, ja! Also los!“

Schon stehen die beiden an der Tür; da tut sich diese — wie alle Schultüren — nach außen auf, und der Direktor tritt herein. „Nun? Sind Sie alle da? Ach, Franz! Schon Soldat!“

.....

Cranz, der Soldat seit einigen zwanzig Stunden, markiert den altgedienten Reservemann. Er rückt sich auf, nimmt den Kopf hoch und sucht mit den Fingerspitzen krampfhaft nach der Hosennaht, die aber bei der etwas ausgiebigen Weite der Hosen irgendwo herumschwimmt. „Zu Befehl, Herr Direktor!“

Der lächelt; sein Auge ruht aber doch einen Augenblick wohlgefällig auf dem ersten Kriegsfreiwilligen seiner Anstalt. „Na, und die andern? Sie haben doch hoffentlich nun alle den Aufnahmeschein fürs Militär!“

Hertler tritt dem Direktor noch einen Schritt näher. „Ich habe ihn noch nicht, Herr Direktor! Ich konnte gestern in der Franzerkaserne noch nicht untersucht werden. Der Andrang war zu groß!“

„Ach,“ — man sieht dem Direktor an, daß auch er überarbeitet und abgehezt ist, — „ach, dann können wir Sie aber noch nicht mitprüfen. Wie schade! Das muß dann besonders gemacht werden!“

Da tritt Cranz martialisch und militärisch einen Schritt vor, und die Finger suchen wieder die Hosennaht, und eine hat er jetzt schon erwischt. „Herr Direktor, Hertler wollte sich jetzt eben vom Stabsarzt neben Ihrem Zimmer untersuchen lassen!“

Im Nu hat der Direktor verstanden. „Ach so! Ja, wenn das ginge! Haben Sie denn die Einwilligung von Ihrem Herrn Vater mit?“

Hertlers Finger halten ja schon krampfhaft das

.....

Papier umspannt. „Hier, hier ist sie!“ Er kann vor Erregung das Blättlein kaum auseinanderfalten.

„Na, wenn Ihnen das Regiment sonst gleich ist, dann — dann“ — als kämen dem Manne jetzt doch auch Bedenken, — „dann können wir es ja versuchen. Kommen Sie mal mit!“

Raum hat sich die Tür hinter den beiden geschlossen, da dreht sich der kleine Dicke in der Drischjackette ganz unmilitärisch auf der großen Zehe des rechten Fußes herum und schmalzt mit der Zunge: „Fein! Tadellöser und Wolf! Alle bei den Augustanern! Na, da können ja nun die Herrn Franzosen ihre schönste Kloppe befehen! Und Garde! Alles Garde! Wir ziehen nachher mit in Paris ein!“

Der große Menzel lächelt. „Ja, du nun auch Garde! Garde von unten!“ Die andern aber sind still geworden: das Examen liegt doch noch vor ihnen und ist jetzt drohend nahe. „Wenn wir aber nicht bestehen?“ meint Brandt, und ein anderer läßt sich halblaut hören: „Ihr könnt mich totschlagen, ich habe von Mathematik keinen blassen Schimmer mehr!“

Cranz ist obenauf. „Schimmer oder nicht, wir müssen ja alle durchkommen! Wäre mir übrigens jetzt auch ganz Wurscht und Piepe!“

„Ach, wir bestehen es alle!“ sagt der Primus omnium, der Menzel, der mit der Brille. „Das wäre ja noch schöner! Wo wir doch dem Vaterlande dienen wollen!“

„Na ja!“ — Der große Bühler fühlt natürlicher. — „Selbstverständlich, dem Vaterlande dienen! Aber zu allererst müssen wir doch Soldat sein und die Uniform anziehen! Die andere Geschichte kommt nachher! Wer weiß überhaupt, ob wir noch zeitig genug rauskommen!“

Auf dem Gesichte der andern liegt's auf einmal wie Enttäuschung. „Wie lange dauert denn die Ausbildung?“

„Mein Alter sagt, mindestens acht Wochen!“

Da schweigen alle und lassen die Ohren hängen. Acht Wochen, das ist für die schnellebige Jugend, die sowieso die Zeit nie erwarten kann, natürlich eine Ewigkeit! Acht ganze Wochen? In aller Augen liegt die Besorgnis, daß dann die „Sache“ schon aus sein könnte.

„Aber wenn wir nun nach Rußland kommen?“

Was das eine Frage! Wie eine Bombe schlägt die ein! Es ist, als ob keiner dieser Notabiturienten damit gerechnet hätte.

„Man jar nich!“ — „Nur nach Frankreich!“ —

„Ich will nur nach Frankreich! Nach Paris!“

Erantz mit seiner reichen militärischen Erfahrung dämpft auf einmal alles. „Ab—war—ten, Kinder, und denn Tee trinken! Als Soldat hat man nämlich nicht zu sagen! Jetzt pfeift es aus einem ganz andern Loch!“ — Er grient dabei so in sich hinein.

Plötzlich wird die Tür wieder aufgerissen, und Hertler stürzt herein. Hochaufgerichtet, mit

blitzenden Augen, darinnen ein hehrer Stolz liegt. Sein äußerer Mensch aber, zum ersten Male in seinem Leben, sieht nur halb zugeknöpft aus.

„Na, Hertler?“ — Die andern drängen sich um ihn herum.

Sagen kann der junge Mensch nichts; nur den Schein, den Aufnahmeschein, kann er zeigen. Aber auf dem ganzen Menschen, an ihm, in ihm ist eitel Glanz und Sonnenschein. Jetzt ist er Soldat! Soldat! Kriegsfreiwilliger! Wie Verkündung liegt's auf dem frischen Gesichte!

O Deutschland! Du liebes, deutsches Vaterland! Wie stehst du strahlend da in deiner Jugend! Die sich zu Hunderttausenden herandrängt, um sich dir zu weihen auf Leben und Tod! Wie bist du stark in deiner Jungmannschaft, deren einer hier — und alle wie einer! — vor heiliger und freudiger Nührung, nun Soldat zu sein, nichts sagen kann! Der den Kameraden nur den Schein hinhält, den Schein, ein Stückchen Papier nur, aber ein Stückchen Papier, das ihm das Recht gibt, für dich zu leiden, für dich zu kämpfen und zu bluten und sogar für dich zu sterben! — Es ist so still in dieser Quarta. Wie in einem Heiligtum, regungslos und in frommer Scheu stehen die jugendlichen Gestalten da.

Da bringt plötzlich durch die geöffneten Fenster der Klang gewichtigen Gleichschrittes marschierender Soldaten, und das bringt wieder Leben und Bewegung

in die elf. Sie horchen auf und wenden das immer noch ernst dreinblickende Gesicht nach dem Fenster hinüber. Das Volk in Waffen ist erwacht; auch hier in der äußersten Ecke der Schule. Nur noch über eine Schranke müssen sie weg, diese elf Oberprimaner, und schon drei oder vier Tage liegt ihnen das Wort Notexamen im Ohr und —

„Na, hören Sie denn nicht? So kommen Sie doch!“ — Dr. Fuchs steht in der Tür. — „Sie haben doch nicht etwa Sorge vor dem Examen?“

Die jungen Leute sind durch die Bank etwas zusammengeschreckt. Doch! Vor dem Examen hat jeder regelrecht geratene Junge seine Sorge; denn für jedweden, der nicht weniger als zwölf Jahre lang gerade für dieses Examen auf der Schulbank sitzen mußte, ist das Wort Abiturientenexamen ein Schreck- und Bannwort. Aber jetzt ist ihnen dieses Examen doch wirklich nicht mehr so unerreichbar, wie es ihnen vor dem 1. August erschien, und durch müssen sie, und durch kommen sie auch! Also frisch vorwärts! Cranz, der erste Kriegsfreiwillige, der durfte sich doch als Soldat auf keinen Fall lumpen lassen. Er eröffnet den Reigen und geht schon auf die Tür zu, er, als Kleinster. Und drin sind sie jetzt in dem gefürchteten Direktorenzimmer und treten etwas zaghaft hinter elf Stühle hin, die da in einer langen, langen Reihe aufgestellt sind.

Ein Gebet des Direktors.

„Setzen Sie sich!“ — — —

So geht es los, und es geht leichter, als es sich jeder gedacht hat. Nach knappen drei Stunden schon sind die elf Abiturienten muli, oder nein, jetzt im Kriege sind sie es nicht! denn schon am andern Morgen tragen sie alle wie Cranz den Drillanzug und sind stolz darauf, Gemeine des Königin Augusta Garde = Grenadier = Regiments Nr. 4 zu heißen. —

Nicht bloß die wirklichen Abiturienten drängten sich zum Heeresdienst; nein, auch die zweite Abteilung der Oberprima, die eigentlich erst Ostern das Examen hätte machen dürfen, auch die trat — nach Ableistung von dieses Mal nur vier schriftlichen und dazu auch noch abgekürzten Arbeiten — in ein Notexamen ein. Sogar auch einige Unterprimaner, „die noch ohne Recht und Berechtigung“, auch die vertauschten den öden Federhalter mit dem Gewehr; außerdem Obersekundaner dann und noch weiter hinunter die „Einjährigen“, deren höchster Wunsch das Recht auf die schwarz-weißen Schnüre gewesen war. Sogar der Obertertianer, der gewichtige, ruhige Klumpjahn, der am 31. Juli gerade achtzehn Jahre gewesen war, auch der wollte mit in den Krieg. —

Sie alle traten hinaus aus dem geruhigen Schulleben auf den hallenden Kasernenhof. Wenn sie dann aber, die Kriegsfreiwilligen Soldaten, in

.....

den nächsten Wochen an der alten Penne vorüberzogen, dann tönte es jubelnd aus ihren frischen Kehlen zu den Klassen, zu den „anderen“, zu den Nicht-Soldaten, hinauf:

„Ja, mit Herz und Hand
Fürs Vaterland, fürs Vaterland!“



Spione!

Der Krieg war da und mit ihm Unruhe und Sorge in jeder Beziehung! Besonders auch die Sorge vor Spionen! In den Zeitungen las man's, und auf allen Bahnhöfen und in allen Eisenbahnen stand angeschlagen: „Gebt acht auf Spione!“ Die Brücken wurden gegen ihre Anschläge militärisch bewacht, und die Leute auf der Straße erzählten von der Einlieferung solches schmutzigen Gelichters. Jeden Fremden sah man mißtrauisch an, und besonders die Jugend witterte überall Spione. Der Junge vom Kaserneninspektor drüben bei den Grenadieren sollte sogar wirklich einen französischen Spion in preussischer Uniform abgefaßt haben.

„Ja,“ — die blitzenden Augen und der nickende Kopf des Erzählers bestätigten die Schauermär! — „auf dem Exerzierhof haben sie ihn erschossen! Das war ein französischer Offizier!“

„Ach? Ein Offizier war das?“

„Na freilich!“ — Unter einem Offizier kann der Junge das doch nicht machen! —

„Und in preussischer Uniform?“

„Ja, nur an dem schwarzen Bart haben sie ihn erkannt!“

„Du, du!“ — Der Fragende hat's scheinbar furchtbar eilig. — „Sage mal! Sage mal schnell! Blau oder feldgrau?“

Das weiß nun der andere sicher nicht; denn er stutzt; aber jetzt, fünf Tage nach der Kriegserklärung, ist man forsch wie Blücher, geht feste drauf und weiß alles. — „Feldgrau!“

„Dunnerwetter!“ — Der Junge richtet sich gerade auf und sieht die andern alle der Reihe nach an. — „Wo kriegt so'n Kerl aber nur unsere neue Uniform her?“

„Aber hört mal, hört mal!“ — Das überstürzt sich jetzt alles. — „Ein französisches Auto mit ich weiß nicht wieviel Millionen Frank soll ja nach Rußland unterwegs sein und ist jetzt kurz vor Berlin!“

„Ich weiß, ich weiß!“ schreit der kleine Lüder. „In Lichterfelde auf der Potsdamer Chaussee, da halten sie deshalb jedes Auto an!“

„In Lichterfelde! Oh! Das können wir doch hier in Berlin erst recht!“

„Quak! Wo hier so viele Autos rumjondeln! Da kann man doch nicht jedes anhalten!“

Eine kleine Pause entsteht. Jeder der Jungen scheint seine Gedanken für sich zu haben.

„In der Lindenstraße haben sie auch ein Auto mit einem Offizier angehalten!“

„War das ein Spion?“

Der kleine Kunz, der mit dem blonden Kopf und den dünnen Beinen, der auch sonst immer der fixeste mit ist, der sagt schnell und ohne gefragt zu sein: „Sicher! Aber ganz bombensicher!“

Auch die andern wiederholen jetzt: „Sicher! Ganz sicher!“

„Na, und mit dem Anhalten!“ kräht der kleine Kunz lustig weiter. „Warum soll sich denn solch Auto nicht auch in Berlin anhalten lassen! Das sehe ich nicht ein!“

Die Jungen sind dabei auf der Mittelpromenade der Goethestraße enger zusammengedrückt.

„Ja,“ bedächtig und nachdenklich bringt Scholze das heraus, „wie hält man denn aber so'n Auto an?“

„Na!“ — Der kleine Kunz ist immer mit dem Maul vorweg. — „Na, man stellt sich ganz einfach vor!“

Da lacht der dicke Lehmann auch schon hell auf und ruft: „So siehste aus, Kunz! Die fahren doch einfach zu und denken: ‚Na, det Kind wer'n me' ma' schaukeln!‘ und humbs, liegt drunter unter'n Knatterkasten!“

„Ober die fahren um dich mit 'nem Bogen rum! Elegant sogar!“

Kunz rafft sich auf. „Seid ihr doch alle schlau! Einer alleine kann's natürlich nicht machen! Da müssen sich eben alle vorstellen!“

Lehmann, der fixe, Berliner Junge, winkt mit beiden Händen ab. „Na, du,“ sagt er, „ich will aber denn nich vornean stehen!“

„Du grade wärst ganz gut als Pressbock!“

„Nee! Danke for Backobst!“

„Nein!“ — Kunz hat dabei noch Zeit gehabt nachzudenken. — „Wir fassen uns eben alle an und bilden 'ne Kette und sperren so den Damm!“

„Wenn der Kerl nun aber doch zufährt!“

„Dann — dann kann man immer noch schnell beiseitespringen!“

„Sawoll!“ — Lehmann zwinkert schlau mit den Augen. Kunz aber sieht das und bringt so verächtlich wie möglich heraus: „Na du! Nicht wahr! Du bleibst dann am Rand stehen und guckst zu!“

„Nee!“ wehrt sich Lehmann; denn die andern alle sehen ihn auf einmal an. „Nee! Anfassen will ich auch mit!“

Da ist man auf dem toten Punkt. Alle machen wieder ein so sonderbares Gesicht dazu. Sie haben das Gefühl, daß sich's am Rande doch besser stehen lassen müßte als in der Mitte der Kette. So'n Auto nämlich! Einem Berliner Kind liegt es im Blut, daß man eine Droschke oder gar einen Omnibus gar nicht zu sehen braucht, daß man vor einer

Elektrischen weglaufen kann, daß man einem Auto aber nicht in die Quere kommen darf.

„Na, ich gehe in die Mitte!“ ruft da plötzlich der kleine Kunz led. „Wenn wir eben Spione abfangen wollen, dann —“ — Er unterbricht sich und horcht auf. Durch den Straßenlärm hindurch bringt ein dumpfes, stoßweises Etwas! Wie ein Rufen! Jetzt lauter! Und näher! Die Jungen haben den Kopf hochgereckt. Was denn nur? Dort, nur noch 200 oder 150 Meter weg, an der Ecke der Schillerstraße, ein Auto, das gleichsam über die Straße wegspringt! Die Leute alle schreien; der Schuhmann stürzt darauf zu. Aber — schon ist es durch; es rast die Goethestraße herunter.

„Los!“ schreit Kunz und springt wie von Sinnen über den schmalen Rasenstreifen weg zum Fahrdamm hinüber; einige andere nach; doch nicht alle. Der große Lehmann steht wie versteinert da; ein anderer schwankt. Auf dem Fahrdamm aber schieben sich einige Jungen zusammen und springen wie wild durcheinander. Sie heben die Arme; jetzt wollen sie schreiend vor dem heranrasenden Auto beiseitestieben, wollen hinüber, wieder herüber. Der Führer des Autos reißt unwillkürlich die Bremse an; er weiß nicht wohin, wenn er nicht gerade einen davor ihm scheinbar herumspielenden und schreienden Jungen totfahren soll. Er will nach rechts, nach links, wird unsicher, reißt stärker am Hebel.

Da aber haben sich die Jungen fest zusammen-

geschlossen, mit dem Kleinsten in der Mitte. Das Auto steht, gerade vor der Kette, schon beinahe still. Jetzt steht es sogar wirklich, wenn auch nur für einen Augenblick, und hinter dem Kutscher erscheint ganz entgeistert ein fahles Gesicht mit einem schwarzen Biegenbärtchen unter dem gleißenden Zylinder. Der Mann schreit dem Wagenführer etwas zu; der reißt wieder am Fahrzeug. Da indes wimmelt es schon auf dem Fahrdamm von Menschen, die in rasendem Laufe herbeigestürzt sind. Jetzt fällt auch eine kräftige, schwielige Hand dem Fahrer in den Arm, und der Kraftwagen steht wirklich. Auch der Schutzmann kommt herangeprescht; atemlos; er hat in der Hand den Revolver, den er mit Blitzesschnelle aus dem Lederfutteral herausgerissen hat. Der vierströtige Mann mit ledernem Schurzfell, ein Bierkutscher offenbar, der den Fahrer soeben gepackt hat, ist auch schon auf den Boden geklettert, und eben dreht er sich zu dem Schutzmann um. „Na, wohin soll ich fahren, Herr Wachmeister?“

Der hat — selber noch ganz außer Atem — eine kurze Frage an die Insassen gerichtet und steigt zu ihnen ein. „Polizeibüro, Jennerstraße 37! Stückchen hinunter! Ecke Goethestraße!“

„Platz, Jungs!“

Im Augenblick hat sich die kleine Kette gelöst, ist gleichsam zerbrochen und aufgesogen von der Menschenmenge, die jetzt dem langsam fortfahrenden Auto lärmend nachzieht. — — —

An der Ecke der Goethestraße finden sich Kuntz und Konforten wieder zusammen. Staunend stehen sie jetzt vor dem Auto, an das der wackere Bierkutscher indessen keinen hinanläßt. Die Fremden mit dem Fahrer sind schon „oben im Polizeibüro.“

„Das haben wir aber sauber gemacht!“ sagt Kuntz schmunzelnd. „Der hatte gar nicht mal den Mumm zuzufahren!“

„Waren das nun wirklich Franzosen?“

„Sicher! Der eine sah ja gleich so aus!“

Die Jungen nicken alle zustimmend, trotzdem noch keiner von ihnen einen lebendigen Franzosen sonst gesehen hat.

„Ja, nicht wahr? Der eine! Ganz schwarz, mit so 'nem spitzen Bart!“

„Werden die nun erschossen?“

Die andern Augenpaare alle blicken erschrocken auf.

„Wenn's wirklich Spione sind, werden sie tot-sicher erschossen!“

„Au! Vielleicht haben die das Geld bei sich, das die Franzosen nach Rußland schicken wollten?“ —

Plötzlich fliegen alle Blicke empor: der Schutzmann ist wieder erschienen; er steigt gemessen und unendlich sicher im ganzen Gehaben in das Auto und gibt dem Kutscher die kurze Weisung: „Kaserne!“

„Na, und die Franzosen?“ — Die Leute alle und die Jungen vor allen Dingen machen ein langes Gesicht.

„Die werden sie wohl extra abholen!“ kommt's aus der Menge heraus. Jeder glaubt das auch sofort, und der kleine Kunz, als einer für alle, erklärt: „Seht ihr! Das sind also sicher Spione!“ — Seine Augen leuchten dabei. — „Da warten wir natürlich!“

Und sie warteten. Doch nicht lange. Da kommt die Straße herunter ein anderes Auto, nicht allzu schnell, eher vorsichtig. Ein Offizier hat sich darin aufgerichtet, sichtbarlich aufgeregt und ungeduldig; er sagt wohl eben dem Kutischer Bescheid und streckt den Arm aus.

Jetzt ist das Auto an der Ecke der Goethestraße. Es biegt nach rechts herum; aber schon ruft der kleine Kunz: „Kette!“ und springt vorwärts. Und da — ein Schrei! Der Junge ist zu Boden geworfen, und das Auto fliegt mit einem Ruck herum. Und steht.

Was ist geschehen?

Ein Durcheinander! Ein wildes Hallo! Alles schwarz von Leuten! Ein Schutzmann, der gerade von der Wache herunterkommt, schreitet ruhig und majestätisch heran. Der kleine Kunz ist schon aufgehoben. Er ist leichenbläß; aber er hält sich am Arm des Barbiers aus dem über den Bürgersteig wegliegenden Laden fest und schreit noch mit letzter Kraft: „Spione! Das sind Spione!“

Wie der Blitz schlägt das Wort wieder ein. In dichtem Walle drängt man sich heran an das rat-

ternde, fauchende, puffende Auto. Doch auch die drei Offiziere, die mit unruhiger Ungebuld von ihrem Sitze aufgesprungen waren, die sind auf einmal ganz wild geworden.

„Himmelbonnerwetter ja!“ ruft der eine. „Un-erhört! Das ist von Potsdam her das siebente Mal, daß wir angehalten werden! Spione! Spione! Leute, sehen wir denn aus wie Spione? Schutzmann, schaffen Sie uns Platz! Wir müssen zur Franzerkaserne!“

„Aber der Junge hier! Der blutet im ganzen Gesicht!“ schreit der Barbier und will sich noch näher herandrängen.

„Tut mir fürchtbar leid!“ antwortet der Sprecher der drei Offiziere noch lauter. „Hier ist“ — zu dem Schutzmann hin — „meine Legitimation! Schaffen Sie uns sofort Platz!“

Ein Blick für den Schutzmann hat genügt; er hebt den Arm, und das Publikum, das sich jetzt in ganzen Scharen angesammelt hat, tritt auseinander. Das Auto macht geradezu einen Satz vorwärts, und schon stürmt es auch davon.

Hinter ihm füllt sich die Gasse wieder mit Menschen. Alle drängen sich um den Jungen herum, den natürlich jeder sehen möchte. Der Schutzmann fragt ihn soeben nach Namen und Wohnung. Er hebt den linken Arm, schafft sich Bahn und stützt mit dem rechten den Jungen. Der hört noch gerade,

wie ein schon älterer Herr zweifelnd sagt: „Aber überall sollen doch jetzt Spione herumlaufen!“ —

Am Dienstag der nächsten Woche fing die Schule wieder an. Der kleine Kunz hat die ganze linke Gesichtseite verklebt und verbunden, und ganz gefährlich sieht das aus.

Raum ist Dr. Fuchs in seine Untertertia getreten, da meldet sich auch schon beinahe die ganze Gesellschaft. „Herr Doktor! Herr Doktor! Kunz und Scholz und Lehmann und Lüder und noch mehr, die haben am Donnerstag französische Spione abgefangen, und Kunz ist unter ein Offiziers-Auto gekommen!“ Und immer wieder: „Französische Spione abgefangen!“

Ein anderer gibt schnell noch drauf: „Das französische Goldauto!“

„Spione!“ — „Das Goldauto!“ — „Französische Spione!“

„Na, nun mal Ruhe im Saal!“ lehnt Dr. Fuchs alles ab. „Einer! Was war los, Kunz?“

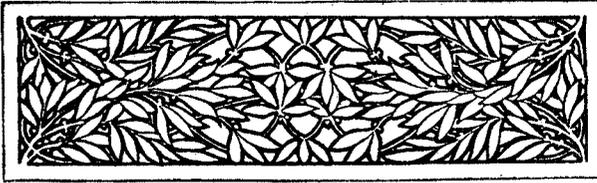
Dies und das! Aber das ceterum censeo des kleinen Kunz bleibt: „Ich glaube doch, das waren sicher Spione!“

„Ihr habt eure Sache gut gemacht!“ setzt Dr. Fuchs schlicht dagegen. „Aber Vorsicht, Jungen! Das habt ihr an Kunz gesehen! Gott sei Dank, daß es noch einmal so abgegangen ist! So viel Spione, wie ihr überhaupt denkt, laufen sicher nicht herum,

oder sie lassen sich doch nicht von euch kriegen!“ — Dr. Fuchs wendet sich damit ruhig zum Rathgeber zurück.

Donner ja! Was die Jungen da auf einmal für ein Gesicht machen! Wie sie sich hochreden! Als wenn sie ihren Lehrer selber für einen Spion halten müßten. Während er den Rücken wendet, hebt Lehmann auf der letzten Bank hinten sogar drohend die Faust hoch, und der kleine Kunz setzt sich ganz beleidigt hin, stemmt einen Augenblick die Fäuste in die Seite und flüstert seinem Nachbar zu: „Waren doch Spione! Doch!“





Der erste große Schlag.

Eine Woche schon war nun Krieg.

Die Primaner Schaefer, Kother, Piehl und einige noch aus andern Klassen in der Schülmütze, hübsche, schlanke Gestalten, drängten sich durch die Menschenflut draußen in der Königgräzer Straße hindurch oder machten auch einmal ein paar eilige Schritte auf dem Fahrdamm, um so schneller vorwärtszukommen als die langsam drängende Masse auf dem Bürgersteig.

„Halt! Der läuft wieder wie ein Droschkengaul erster Güte! Piehl! Fuchs bleibt da eben stehen!“

Piehl und die andern vier blickten zurück.

„Nein, er kommt ja schon!“

„Wir sollen aber zusammenbleiben!“

Da war Dr. Fuchs mit den andern heran.

„Ja, ja,“ antwortete er soeben dem Eckermann, „die Franzosen haben ihre ganze Ostgrenze mit Festungen besetzt. Da liegen von unten herauf:

BelFORT, Epinal, Toul und Verdun und alle möglichen Sperrforts dazwischen. Unmöglich, da durchzubrechen!“

„Dann können also die Franzosen in unser Elsaß hereinkommen? Und nach Lothringen?“

„So sehn die aus!“ bricht Schaefer empört los.

„Da werden unsere da unten schon aufpassen! Und schließlich kann es doch auch anders kommen. Der Reichskanzler hat doch am Dienstag gesagt, daß wir durch Luxemburg und Belgien marschieren wollen!“

„Ja,“ sagt Dr. Fuchs langsam und wie in Gedanken verloren, „am Dienstag! Das war wohl des Deutschen Reichstags größte Stunde! Aber durch Belgien? Da liegt das außerordentlich starke Festungsdreieck Lüttich—Namur—Antwerpen! Wie's deshalb da besser gehn soll als draußen in Ostfrankreich, das weiß Gott im Himmel allein!“

Die Primaner schweigen etwas betroffen; dann werden sie wieder ganz wild. „Na, durch müssen wir doch auf jeden Fall!“ — „Jawoll auch! Durch!“ — „Bei Meß geht's schließlich noch am besten!“ — „Wieder mal einer, der ganz schlau ist! Ist denn aber Toul so groß? Das kann man vielleicht überrennen!“ — „Ach du! Überrenne es doch mal!“ —

Dr. Fuchs weiß, daß man beim Marschieren die Jungen ruhig reden lassen soll. Er will auch ob all der strategischen Betrachtungen lächeln; aber er kann es doch nicht so recht tun. Auch in seinem

Innern arbeiten die Gedanken. Die Jungen indessen reden weiter und immer weiter. Dies und das! „Vielleicht stoßen wir gegen das Loch von Belfort vor!“

In Gedanken also ist man jetzt unten bei der Schweiz; in Wirklichkeit aber hat die kleine Schar den Potsdamer Bahnhof in Berlin links vor sich. Nach ein paar weiteren Augenblicken steht man vorn am Potsdamer Tor und wartet, daß man über die Straße wegfährt. Ziel vorläufig Brandenburger Tor und Linden.

Die Jungen aber lassen sich beim Warten natürlich erst recht nicht stören.

„Ach, Unsinn!“ wird soeben von links her jene Vermutung pariert. „Du hörst doch, wir wollen durch Belgien!“

Plötzlich wendet sich ein Offizier in Feldgrau, der durch das Gedränge auch hierher geschoben ist, um und sagt laut und beinahe etwas gereizt: „Ja, mein lieber, junger Mann, so leicht ist das nicht. Machen Sie es nur mal vor!“

Dr. Fuchs will seinem Schüler beispringen und wendet sich wie entschuldigend zu dem Offizier um. „Ja, verzeihliche Straßenpolitik!“

Der Offizier nickt. „Abwarten! Nur etwas Geduld! Geduld!“ — — —

Ach! Immer wieder „Abwarten!“ und „Geduld!“ Gibt es denn grausamere Worte für die fiebernde Unruhe eines Millionenvolkes? Für die fliegende Hast und die peinigende Ungewißheit einer Nation,

die unterdrückt und vernichtet werden soll und wissen will, welches ihr Schicksal sein wird? Dieses Gefühl lebt in allen, die sich da am Potsdamer Tor an diesem Nachmittag eng aneinanderdrängen.

„Zusammenbleiben!“ mahnt eben Dr. Fuchs nach rückwärts hin. Seine kleine Herde schiebt sich noch enger heran und steht jetzt ganz vorn an der Vordschwelle, ungeduldig und zum Sprung bereit, um bei Freigabe des Fahrdammes zur Normaluhr hinüberstürmen zu können. Ruhig ragt die in all dem Gewühl neben dem alten, kleinen Torgebäude drüben zwischen Leipziger und Potsdamer Platz empor.

Immer mehr drängen die Massen von hinten heran; kaum ist die Menschenflut noch zu stauen, und nur mit Mühe und Not hält das verstärkte Aufgebot der Schutzleute den Fahrdamm frei, auf dem unaufhaltsam das Fuhrwerk dahinfliegt, besonders nach dem Kriegsministerium hinunter, in der Leipziger Straße. Über dem unaufhörlichen Rauseln der Gefährte und dem donnernden Rollen der Elektrischen liegt das dumpfe Brausen der Volksmenge. Von Zeit zu Zeit schwillt es an, wie ein angstvolles Aufbäumen gegen Gesetz und Ordnung und Schicksal.

„Herr Doktor,“ sagt Schaefer, „sehen Sie mal! Drüben an der Normaluhr! Schon sechs! Da werden wir gar nicht mehr die Linden hinunterkönnen!“

„Na, hier oder da!“ antwortet der Lehrer.
„Wir kommen eben so weit, wie wir kommen!“

Da drängt sich der Offizier an Piehl vorbei.
„Schutzmann, ich muß fort! Kann ich nicht hinüber?“

„Einen Augenblick, Herr Major! Der letzte Wagen!“

Schon ertönt in der Tat dort in der Mitte des Platzes der bekannte, langgezogene Pfiff, daß die Wagen und die aufgestaute Volksmasse freie Bahn hinüber zur Königgräzer Straße haben sollen, da fliegt ein Schutzmann von drüben auf einem Zweirad heran. Er wollte offenbar mitten auf dem Platze abspringen; aber er muß dem ersten Wagen ausweichen, der schon zur Fahrt hinüber ansetzt, und so sehr ist er im Schuß, daß er erst in der Nähe des Bürgersteiges und beinahe vor Dr. Fuchs und seinen Jungen vom Rade springen kann. Der Schweiß rieselt dem Manne über das vor Aufregung und übergroßer Anstrengung zuckende und wie mit Blut übergossene Gesicht. Die ganze Gestalt ist einen Moment etwas in sich zusammengesunken.

Doch da! Jetzt steht der Mann wieder fest! Noch etwas freilich über das Rad gebeugt! Und noch nach Atem ringend! Im nächsten Augenblick aber schon schnellt der große, starke Körper empor und wirft sich zurück, und der rechte Arm und die Faust zucken begeistert hoch.

Der Blick aller der Hunderte, der Tausende, die da vor der Bordschwelle stehen, ist auf diese plötzlich erschienene, kraftvolle Erscheinung geflogen, auf dieses ungewohnte, kaum je gesehene Ungeßüm der markigen Gestalt in der herben, schwarzblauen Uniform. Wer dieses Bild vor Augen hat, dem steht gleichsam der Atem still; man beugt sich vor, man will denken, man will fragen. Jetzt aber, ein jubelnder Aufschrei, und über die Massen schmettert die Stimme des Schutzmanns weg: „Lüt—tich ge—fallen! Lüt—tich ge—fallen!“

Die Kutscher auf dem Fahrdamm drüben reißen ihr Gespann am Zügel zurück; die Leute, die Massen, die Tausende, sie starren auf den Schutzmann hin. Da ist der Offizier mit einem Sprung neben diesem und hat seinen Arm gepackt. „Mann!“ schreit er. „Ist das wahr?“

Der Blick des Schutzmannes gleitet wie erschrocken herunter auf den Offizier; aber schnell gefaßt sagt er: „Sawohl, Herr Major!“ — Seine Stimme wird dabei lauter und immer lauter und schwillt wieder zum Donnerton an, als sollte es für viele, für alle, für Berlin, für das ganze, weite Vaterland hörbar werden. — „Seine Majestät — hat — es soeben — im Lustgarten — durch seinen Flügel—adjutanten — verkünden — lassen!“ —

Da ist's heraus! Das Unerwartete! Das Ungeahnte! Das kaum Mögliche! Die Massen haben es gehört, verstanden, gefaßt, gepackt, und ein Jubel-

sturm rauscht empor, geht wie eine riesige, sich überstürzende Flutwelle weiter, über den ganzen Platz weg, schwillt noch mehr an, braust gewaltig dahin. „Lüttich gefallen! Lüttich gefallen! Lüttich! Hurra! Hurra!“

— Die Leute kennen sich nicht mehr. Sie wenden sich weg; sie wenden sich einander wieder zu; sie lachen mit Tränen in den Augen; sie drücken und schütteln sich die Hand. — „Lüttich!“ — „Wer hätte das gedacht!“ — „Wie war das möglich?“ — „Hurra!“ — „Ist es denn wirklich wahr?“ — „Gott im Himmel, ja!“ — „Hurra! Hurra!“

Drüben an der Ecke flattert die erste Fahne auf und wellt sich zuckend im leisen Winde.

Tausende drängen jetzt auch aus der Potsdamer und von der Leipziger Straße her heran. Im Nu ist der ganze Potsdamer Platz überschwemmt. Die Wagen, die Wachmannschaft der Schutzleute, alles ist eingeklemt, alles aber jubelt, ruft, schreit, drängt vorwärts, zurück und wieder vorwärts, und ein Seufzer befreiender Erlösung hebt sich aus jeder Brust heraus. Lüttich gefallen! Lüttich! Die Breche geschlagen!

Plötzlich setzt von der Normaluhr drüben über all dem Jubel und dem Brausen der Tausende ein gleichschwebender Laut ein, erst bedeckt vom Lärm, dann klarer und deutlicher, und endlich ringt es sich machtvoll heraus und frei vom Getöse:

„Nun danket alle Gott!“

Die getragenen Töne legen sich beruhigend auf

das Volk. Jeder lauscht, jeder steht auf einmal wie betroffen, ruhig und sinnend da, und immer lauter braust es heran:

„Mit Herzen, Mund und Händen.“

Da ist es ein Volk geworden, ein Herz und ein Bekenntnis, und alle, alle über den weiten Platz weg fallen dankerfüllt und den Allmächtigen lobpreisend ein:

„Der große Dinge tut

„An uns und allen Enden!“

Dr. Fuchs steht mitten auf dem Fahrdamm. Er sieht jetzt um sich. Schaefer hält sich noch neben ihm; etwas vor sich erblickt er Piehl; drüben vor der Normaluhr streckt der Eckermann ihm über die Menge weg den Arm hoch. Die andern stehen irgendwo eingeklemt in der Menge. Keiner ist gleichsam mehr für sich da; jeder fühlt sich nur als ein Teil dieses Ganzen, der Masse, des Volkes, und jeder singt andächtig mit.

Ein Mann hat sich bei den letzten Klängen auf die Normaluhr geschwungen. Man sieht es an seinen Bewegungen: er redet jetzt auch etwas; aber man hört es hier drüben nicht. Er reißt den Hut vom Kopf, und die Umstehenden, die zu ihm hinaufblicken, jubeln ihm zu und schwenken jetzt auch den Hut. Ja, sie reichen den neben ihnen Stehenden die Hand, sehen sich tief in die Augen und reichen sich wieder die Hand.

Schaefer wendet sich zu Dr. Fuchs und ruft

mehr, als er spricht: „Das ist ja, als wenn sie ein Gelübde ablegen!“

Dr. Fuchs nickt. „Vielleicht für das Vaterland!“ antwortet er dabei und muß sehr laut sprechen; denn kaum war das Lied „Nun danket alle Gott“ verklungen gewesen, so war auch schon von allen Seiten immer wieder auffauchzend und wie ein einziger gewaltiger Ruf aus tiefstem Herzen losgebrochen: „Lüttich!“ — „Lüttich gefallen!“ — „Lüttich!“ —

Keiner hatte es sogleich gemerkt, wie es angehoben hatte, und doch war der eherne Schall von Kirchenglocken vordem schon in den Gesang hineingefallen, und dieser Schall begleitete jetzt auch das erneut aufflackernde Jubeln. Nicht mit wuchtigen und alles überdeckenden Schlägen, sondern nur schwebend und — bald stärker, bald leiser — abgedämpft und dahergetragen über das weite Häusermeer; aber jeder hier fühlte und hörte doch über sich und in sich das gewaltige „Ehre sei Gott in der Höhe!“, das der eherne Glockenmund verkündete. Einige Augenblicke lang war es auch, als wollte man, still in sich gefehrt, die Hände falten, und eine heilige Ruhe legte sich schließlich auf die Menge. —

Die Potsdamer Straße hinauf, die Leipziger Straße hinunter, über den anstoßenden Häusern der Königgräzer Straße, überall werden jetzt Fahnen sichtbar und fangen den irrenden, schweifenden Blick der Menge. Nun erst, da die festlichen Farben über ihnen wehen, haben diese Tausende das beinahe un-

bewußte Gefühl, daß wirklich eine große Zeit angebrochen ist, und — wie es der Berliner immer tut: er will die fahnen geschmückten Straßen hinunter schreiten und sich des jubelnden Bildes freuen; denn zum ersten Male seit Kriegsausbruch wehen und flattern die deutschen Fahnen wieder, und sie verkünden unermessliche Freude und erlösenden Sieg und die Hoffnung auf die Zukunft. —

Da ist also Bewegung in die schier unendliche Menschenchar gekommen: drüben, an der Bellevuestraße, haben sich die zusammengedrängten Massen in Reihen gesetzt und ziehen so die Königgräzer Straße hinunter, dem Brandenburger Tor zu, und allgewaltig und festgemeißelt im Takt klingt es hochgemut herüber:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“

Die Augen der Jungen und der Alten leuchten. Wieder fliegen die Hände wie zum Schwur und zur Opferbereitschaft empor.

„Wie Schwertgeklirr und Wogenprall.“

In den Beinen zuckt es; im Herzen jubelt es von neuem auf. Die Massen bewegen sich; schieben sich erst zur Seite, dann vorwärts, den Fortgezogenen und Fortziehenden nach. Jetzt schreiten sie freier und schneller dahin, in fester, selbstgewollter Ordnung, durch die Königgräzer Straße.

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?“

Das ist das Volk in Waffen! Die Scharen haben sich in schier unerschöpflicher Folge in Gang gesetzt; in langen Reihen ziehen sie schnellen Schrittes und in wuchtigem Gleichtritt fort; die ersten haben schon bald das Brandenburger Tor erreicht.

„Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wir alle wollen Hüter sein!“

Als sich die festgestauten Massen auf dem Potsdamer Platz endlich gelöst hatten, waren die Primaner und die andern beinahe alle wieder zusammen und hatten sich um ihren Lehrer geschart. Singend zogen sie jetzt mit all den andern dahin. Wie ein Taumel war es über sie gekommen; sie konnten nicht anders; auch sie mußten ihre Gefühle hinausjubeln, und immer noch wollte dieses Jubeln nicht enden. „Lüttich! Lüttich gefallen!“ Und immer neue Scharen drängten nach.

Jetzt hat man die Linden durchmessen und ist bis zum Schloß gekommen. Hier wogen andere Tausende auf und ab. Dicht gedrängt und gestaut vor dem Kaiserichloß, in der hoffnungsvollen Erwartung, den Herrscher zu sehen. So schwenkten die neuen Scharen, die vom Brandenburger Tor her herangezogen sind, rechts in die Schloßfreiheit hinein. Über den Schloßplatz geht es fort, die Breite Straße hinunter. Hier entsteht eine Stöckung.

Es dunkelt bereits; aus der Koffstraße leuchtet schon der Schein der Laternen auf.

Dr. Fuchs hat sein Häuflein beisammen. „So,“ sagt er, „wir haben etwas miterleben dürfen, das werden wir nie vergessen. Jetzt aber geht's nach Hause! Morgen früh um halb sieben müssen Sie vor dem Anhalter Bahnhof stehen. Die schlechtesten Sachen an und viel Arbeitslust in den Händen! Erntearbeit ist nicht leicht!“ — — —

Schnell eilen alle durch die leerer werdenden Straßen fort. An allen Ecken blüht es noch jubelnd auf: „Lüttich gefallen!“ — „Ertrablatt!“ — „Lüttich gefallen!“ — Ganz Berlin weiß es; bis in die entferntesten Winkel der Stadt, nein, bis in die entferntesten Gauen unseres Vaterlandes hat der Telegraph die freudige Nachricht geschickt. Die Presse ist geschlagen! Nun: „Ganz Deutschland in Frankreich hinein!“ — — —

Als die Schaefer'schen Jungen die Treppe hinaufstürmen, da warten Vater und Mutter schon in der Tür.

„Lüttich gefallen! Lüttich gefallen!“

„Ja, Jungen, wir wissen es schon!“

Eltern und Kinder stehen sich einen Augenblick schweigend gegenüber. Dem Vater schwimmen die Augen in Tränen, und doch lächelt er und ist so freudig dabei. „Ja, Jungen!“ — Er richtet sich straff auf. — „Das war der erste große Schlag! Gott war mit uns! Er wird weiter mit uns sein!“

Das ist das Volk in Waffen! Die Scharen haben sich in schier unerschöpflicher Folge in Gang gesetzt; in langen Reihen ziehen sie schnellen Schrittes und in wuchtigem Gleichtritt fort; die ersten haben schon bald das Brandenburger Tor erreicht.

„Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wir alle wollen Güter fein!“

Als sich die festgestauten Massen auf dem Potsdamer Platz endlich gelöst hatten, waren die Primaner und die andern beinahe alle wieder zusammen und hatten sich um ihren Lehrer geschart. Singend zogen sie jetzt mit all den andern dahin. Wie ein Taumel war es über sie gekommen; sie konnten nicht anders; auch sie mußten ihre Gefühle hinausjubeln, und immer noch wollte dieses Jubeln nicht enden. „Lüttich! Lüttich gefallen!“ Und immer neue Scharen drängten nach.

Jetzt hat man die Linden durchmessen und ist bis zum Schloß gekommen. Hier wogen andere Tausende auf und ab. Dicht gedrängt und gestaut vor dem Kaiserthron, in der hoffnungsvollen Erwartung, den Herrscher zu sehen. So schwenken die neuen Scharen, die vom Brandenburger Tor her herangezogen sind, rechts in die Schloßfreiheit hinein. Über den Schloßplatz geht es fort, die Breite Straße hinunter. Hier entsteht eine Stöckung.

Es dunkelt bereits; aus der Koffstraße leuchtet schon der Schein der Laternen auf.

Dr. Fuchs hat sein Häuflein beisammen. „So,“ sagt er, „wir haben etwas miterleben dürfen, das werden wir nie vergessen. Jetzt aber geht's nach Hause! Morgen früh um halb sieben müssen Sie vor dem Anhalter Bahnhof stehen. Die schlechtesten Sachen an und viel Arbeitslust in den Händen! Erntearbeit ist nicht leicht!“ — — —

Schnell eilen alle durch die leerer werdenden Straßen fort. An allen Ecken blüht es noch jubelnd auf: „Lüttich gefallen!“ — „Ertrablatt!“ — „Lüttich gefallen!“ — Ganz Berlin weiß es; bis in die entferntesten Winkel der Stadt, nein, bis in die entferntesten Gaue unseres Vaterlandes hat der Telegraph die freudige Nachricht geschickt. Die Presse ist geschlagen! Nun: „Ganz Deutschland in Frankreich hinein!“ — — —

Als die Schaefer'schen Jungen die Treppe hinaufstürmen, da warten Vater und Mutter schon in der Tür.

„Lüttich gefallen! Lüttich gefallen!“

„Ja, Jungen, wir wissen es schon!“

Eltern und Kinder stehen sich einen Augenblick schweigend gegenüber. Dem Vater schwimmen die Augen in Tränen, und doch lächelt er und ist so freudig dabei. „Ja, Jungen!“ — Er richtet sich straff auf. — „Das war der erste große Schlag! Gott war mit uns! Er wird weiter mit uns sein!“

Tagelang noch zitterte die Erregung über den Fall Lüttichs in uns allen nach. Einzelheiten wurden bekannt. Besonders um die 42 Zentimeter-Belagerungsgeschütze, die großen Brummer, bildete sich ein Kranz von Legenden, und der Name des Generals Emmich, des Bezwinners von Lüttich, war in aller Munde. —

Am 9. August. — Der Junge, der Walther Schaefer, der Obertertianer, lief jetzt schon immer dem Briefträger entgegen, wenn der die Zeitung brachte. Heute kommt und kommt der Junge nicht wieder, obgleich doch schon die Tür hinter ihm ins Schloß gefallen ist. Der Vater wird ungeduldig und springt auf. Da aber stürzt der Walther jubelnd herein ins Zimmer. Die Zeitung flattert in seiner Hand, und er schmettert dem Vater entgegen: „Höre mal, Papa! Papa!

„Da sprach der General Emmich:
„Gottfaherment, das nimm ich!“

Hahaha! Emmich! Das nimm ich! Das klingt schneidig! Der General Emmich, das nimm ich!“ — Der Vater faßt nach der Zeitung. — „Ach, Papa, laß mich doch mal vorlesen!“

„Na, gut! Zeige aber erst mal her! Von wem ist denn das Gedicht?“

„Von Friedrich Huffsong.“

„Na, dann lies es mal laut vor!“ —

Was quälen sich doch die Schulmeister ab, den Jungen einen guten Vortrag an den Leib zu ziehen.

Ja, wahrhaftig, an den Leib! Aber mit dem Innern ist die junge, unfertige und oft noch gefühlarme Welt so selten bei der Sache. Hier jedoch, hier war der Walther Schaefer bei der Sache. Die verstand er nämlich auch; Lüttichs Fall hatte er ja miterlebt und mitgefeiert, und jetzt schmettete er heraus:

„Unsere Kerrels, die wollten ins Frankreich hinein,
In einem Ritt nach Paris vom Rhein.
Da lag das Lüttich mitten im Weg;
Nicht links, nicht rechts Pfad oder Steg.
Da sprach der General Emmich:
„Gottfaherment, das nimm ich!“

Gotts Dunner, wie will er das nehmen ein,
Wo so viel Forts und Kanonen sein?
Da sagte der: „Wir rennen ein Loch,
Paßt auf, ihr Kerls, und nehmen es doch!
Daß die uns hindern, würmt mich,
Aber paßt auf, das stürmt sich!“

Herr General Emmich, ich sag's mit Gunst,
Ein Ding ist's gegen die Regel und Kunst;
Man muß da erst lange vor liegen
Und das Lüttich geduldig bekriegen.
Doch der: „Das sind eitel Dünste,
Die regelrechten Künste!“

Und die Kerrels stürmten und rannten ein Loch
Und kriegten's trotz Forts und Kanonen doch
Und sind auf dem Weg ins Frankreich hinein
In einem Ritt nach Paris vom Rhein.
Wie sagt der General Emmich?
„Gottfaherment, das nimm ich!“ —

.....

„Gut gebrüllt, Löwe!“ ruft der Vater begeistert und lachend aus. „Das ist ja ausgezeichnet, das Ding!“

„Das schreibe ich mir gleich ab, Papa, und lerne es auswendig!“ —

Es war wohl das erste Mal im deutschen Schulleben, daß ein Obertertianer etwas freiwillig auswendig lernte. Aber nicht alle Tage fällt ja auch ein Lüttich, und nur einmal erlebten wir diesen ersten großen Schlag! —

„Wie sagt der General Emmich?
Gottsaferment, das nimm ich!“ —



Auf Erntearbeit.

Am Sonnabend, den 8. August des Jahres 1914, um 8 Uhr früh, standen die drei Primaner Schaefer, Piehl und Eckermann und der Obersekundaner Pfieskow, gemeiniglich Fieschen genannt, am Tore des Gutes Breedersdorp an der Anhalter Bahn. Dem Inspektor, der schon auf sie wartete, meldeten sie sich als die von Dr. Fuchs versprochene Erntehilfe.

„Na, das ist nett, daß Sie da sind!“ rief der Inspektor den jungen Leuten zu. „Ich sehe, Sie haben wohl auch andere Sachen mit. Gehen Sie man da in das erste Kossätenhaus hinein und ziehen Sie sich da um!“

So forsch und zuversichtlich auch die vier auf der Fahrt her gewesen waren, jetzt fand doch keiner von ihnen so recht ein Wort der Erwiderung. Nur der lustige Fieschen fragte: „Wat? Kossätenhaus? Wat is denn döös for'n Ding?“

Der Inspektor mußte über die drollige Frage lachen; aber beinahe ungeduldig klang es doch, als er erklärte: „Das sind die Wohnungen für unsere Gutsarbeiter. Das da ist aber jetzt frei. Da schlafen Sie auch!“

„M. W! Machen wir!“ — Fieschen behielt das letzte Wort; aber sie hatten doch alle vier auf einmal das Gefühl, daß sie sich nun die nächsten paar Tage unter einen höheren Befehl gestellt hatten. —

In dem Kossätenhäuschen fanden auch die andern drei schnell den Mund wieder. „Menschens- kinder! Ist das ein Muff hier drin!“ rief Piehl ärgerlich aus und stürzte zum Fenster hin.

Schaefer war schon vor ihm da. „Dunnerschock! Die haben sie ja zugenagelt!“

„Schmeiß die Scheibe ein!“

Schaefer hörte diesen guten Rat scheinbar nicht. Er sah sich in dem niedrigen und halbdunklen Raum um. „Na, das ist ja toll! Einfach eine Schütte Stroh und dreckige Pferdebedecken! Sonst nicht!“

„Doch!“ kam es aus der Ecke, in der Fieschen sich eben über einen kleinen Holzbottich beugte. „Kinder, ich laß mirr bodschlagen, wenn ich sagen soll, wozu det hier jut is!“

„Das soll unser Waschnapf sein!“ antwortete Eckermann sachverständig.

„Waschnapp?“ echote Fieschen. „Also waschen dun se sich hier ooch? Is mir immer schlemerhaft auf 'm Lande vorgekommen!“

Die Kameraden lächelten; aber die Blicke flogen doch etwas verzagt durch den Raum hin, bis der lustige Fieschen erklärte: „Allens, wat recht is! Wir ha'm jetzt 'n janzet Haus for uns! 'ne reene Sommervilla! Nur der Jarbängjarten fehlt! Schad't aber nischt!“ — Der Junge riß sich dabei die „feine Klust“ vom Leibe. — „Mer woll'n ma' zeigen, wat so'n Berliner vierblättriget Kleeblatt leisten kann. So!“ — Breitbeinig stand er da. — „Meine ollen kurzen Hosen un de olle Mütze! Sehe ich nicht schneidig aus? Los nu!“ —

„Menschenskind! Fieschen! Berlinere bloß nicht so! Gerade hier bei den Leuten auf dem Lande! Was sollen die denn nur von uns denken?“

„Denken? Die denken überhaupt nich! Wenn ich arbeeten soll, muß ich immer reden, wie mir der Schnabel gewachsen is!“ —

Natürlich lachten die Primaner nun dazu. —

Jetzt standen die vier erwartungsvoll draußen vor dem Inspektor.

„Wat nu, Herr Inspektor?“ — Fieschen machte dabei die Arme krumm, beugte sich etwas vor wie ein Danziger Bowle und sah in die Felder hinaus, als wollte er sagen: „Det bißten Arbeit? Det mache ich allens ganz alleene!“ Laut sagte er nur noch einmal: „Wat nu, Herr Inspektor?“

Der lachte. „Na, dann kommen Sie nur mal mit!“

„Dunnerwetter, Jungs!“ sagte Fieschen leise zu den andern. „Sehe ich denn recht? Da sind ja noch Damen dabei! Hätte ich das gewußt, denn hätt' ich mir meinen Vatern seinen neuen Zylinder uffjesezt!“

Die andern lächelten nur in sich hinein. „Mach man keine faulen Redensarten, Fieschen!“ antwortete Schaefer leise. „Hier brauchen wir keinen Zylinder, und puffiert wird auch nicht!“

„Aber det könnte mir schon so passen! Na, wie heißt denn det uff Französisch? Na? Nous — nous verrons notre — merveille bleue!“

Man war jetzt auf dem Felde, wo etwa zehn — Knechte, Mägde, Tagelöhnerfrauen — mähten, sich bückten, die Schwaden zusammenrafften, Garben banden und das alles in fürchterlicher Hast und Hast und in dem sengenden und knisternden Sonnenbrand, der den Berlinern den Schweiß schon in Strömen aus dem Körper jagte, noch bevor sie auch nur einen Finger gerührt hatten.

„Na?“ — Fieschen war wieder mit dem Mundwerk vorneweg. — „Det sieht ja hier wirklich sehr nützlich aus!“

Der Inspektor lachte; er sagte aber nichts darauf. Hinter seinen Leuten war er jetzt stehen-geblieben. „He! Hört mal! Hier kommen vier

junge Herren aus der Stadt, die uns helfen wollen! Weiße und Klumpfe, Sie können dann jetzt mit mähen! Die andern binden und stellen die Garben auf. Haben Sie denn“ — zu den Berlinern hin — „schon mal eine Ernte mitgemacht?“

Fieschen, der dem Fragenden zunächst stand, schüttelte mit dem Kopf. „Mich det ich wüßte!“

„Na, dann warten Sie mal einen Augenblick! Zwei von Ihnen stauen die Garben, und Sie zwei rappen mit auf! Wissen Sie, was ein Strohband ist?“

„Hm!“ machte Fieschen, und sein Gesicht wurde ganz komisch überlegsam dabei. „Allergrößter Wahrscheinlichkeit nach ist das ein Band von Stroh!“

Der Inspektor tat ihm wieder den Gefallen und lachte; für den Jungen hatte er schon etwas übrig. Schnell bückte er sich also und faßte eine Handvoll der Halme und teilte die dann noch einmal. Er wandte sich jetzt an Schaefer und Fieschen. „Na, passen Sie mal auf! So! Nun klemmen Sie das Ende unter den Arm und drehen feste! So! Und immer weiterdrehen! Und recht schnell! So! Nun unter die Garbe und noch mal drehen! Ein Ruck und unten durch! Sehen Sie?“

Fieschen machte nun umgekehrt auf einmal ein ganz dummes Gesicht. „Ne! Noch mal, bitte!“ Aber schon hatte er doch alleine eine Handvoll Halme genommen. „Werr's ma' versuchen!“

Er versuchte es; doch mit der Dreherei, das wollte nichts werden. Auch das zweite Mal nicht.

„Wissen Sie, Herr Inspektor,“ erklärte er endlich, „Schaefer wird's wohl können. Ich bin für so wat offenbar zu dumm; det's schwerer als Brot essen! — — — Ach, da denk' ich dran! Ich werr' ma' erst friehstücken!“

Alle die Leute da herum fuhren im selben Augenblick auf und sahen lachend zu dem Jungen herüber, der so mitten in der Arbeit frühstücken wollte. Schnell sagte deshalb auch der Inspektor: „Ach nein! Frühstück? Das ist ja schon vorbei! Kommt ja auch bald Mittag!“

„Na,“ — Fieschen schob das knisternde Stullenpapier wieder in seine Tasche zurück, — „denn werr' ich nich friehstücken!“

Der Inspektor rief eben: „Nieke und Kate, zeigt doch mal den beiden hier das Anrappen! Das kann jeder lernen!“

„Also!“ — Fieschen war jetzt obenauf. Er stand neben einer der jungen, drallen Dirnen. — „Also, Sie sind Nieke?“

Die junge Magd wurde bis in die Haare rot. „Das ist die da!“ brachte sie nur mühsam heraus und kicherte dabei. Und sie sprach hochdeutsch.

„So? Dann sind Sie also die Kate! Na, Freileinchen, nu zeigen Sie mir ma', wat ich machen soll!“

Wieder ein Nichern bei den beiden Mägden. Kate sagte kein Wort. Sie zog nur die Sichel, die sie eben dem Schwerenöter hatte geben wollen, wieder zurück, bückte sich und raffte mit dieser Sichel

die vor ihr liegenden Schwaden hopp! hopp! hopp! zusammen.

„So,“ sagte sie, als sie den linken Arm ganz voll hatte, „das wird eine Garbe! Die bindet man zusammen!“ — Sie gab Fieschen die Sichel zurück.

Der sah sich das Ding von unten und oben, von rechts und links an und sagte dann laut: „Wenn ich mir nu aber mit det Mordinstrument die Finger abhaue!“

„Ich werde Ihnen gleich die Hacken abhauen, wenn Sie nicht halbe weitergehen!“ klang da auf einmal die Stimme eines mähenden Knechtes laut hinter dem Jungen.

„Um Gottes willen, man det nich!“ schrie Fieschen mit komischem Entsetzen und sprang schnell zur Seite. „Unser Direktor hat uns zwar zum Abschied noch 'ne Reiseapotheke geschenkt; aber da komm' wa' amende mit's Heftpflaster doch nich ganz aus! Machen Se man schnell, Freileinchen! Der Mann hat's ja furchtbar eilig!“

Schaefer, Piehl und Eckermann hatten sich inzwischen schon in ihre Arbeit hineingefunden. Aber die Hitze! Diese flimmernde und atemraubende Sonnenglut! Und die Hacheln, die ihnen die Hände zerstachen! Und der fliegende und liegende Staub und Schmutz und das Bücken! Gerade dieses elende, niederträchtige Bücken! Nicht lange dauerte es, da richtete sich von den vieren einer hier und ein anderer dort auf und tat mit schmerzverzogenem Gesicht, als kriegte er sein

Kreuz nicht mehr gerade. Und dabei flog der Atem, und die Gesichter glühten, und die Zunge klebte am Gaumen. Es war wirklich zum Umfallen! Und doch, die jungen Leute hielten sich wacker. Fieschen hatte dabei sogar noch Zeit, sein Maulwerk lustig klappern zu lassen. Nate kam oft aus dem Lachen gar nicht heraus, so daß Schaefer von drüben her rief: „Na, Fieschen, ihr taut ja da ordentlich auf!“

„Na, frierst du bei die Bombenhitze etwa ein?“

„Das gerade nicht!“ antwortete Schaefer und verschnaupte sich einen Augenblick. „Ich habe übrigens mächtigen Hunger. Ich denke, unser Mittag haben wir uns heute redlich verdient!“

„Na und ob!“ bestärkte Fieschen das. „Ich habe so 'ne Ahnung, et jibt Hasenbraten oder sonst so wat Scheenet. 'n Hasen esse ich alleene uff!“

Der Mäher vor und der hinter Fieschen und die beiden Mägde sahen einen Augenblick starr auf die lustigen Brüder hin. Dann aber brachen sie in ein tolles Lachen aus. „Heute,“ sagte Nate, „gibt's Kartoffelbrei und Buttermilch!“

„Wat?“

„Kartoffelbrei und Buttermilch! Das essen wir hier alle sehr gerne!“

Fieschen stand hoch ausgerichtet da. Dann sagte er auf einmal hochdeutsch: „Das kenne ich noch nicht!“ und beugte sich wieder zu seiner Arbeit nieder. Hatte er doch seinen Humor in Unbetracht des fleischlosen Mittagmahls verloren? —

Die Sonne stieg höher und immer höher und brannte erbarmungslos auf das weite Blachfeld hernieder. In den reifen Ähren knisterte es unaufhörlich; das Dengeln der Sensen und ihr scharfer, gleichmäßig langgezogener, pfeifender Schnitt, das wogende Feld vor ihnen und die fallenden Schwaden hinter ihnen, die wachsenden Kornmandeln, alles war den Berlinern neu, und sie stürzten sich gleichsam todesmutig hinein in die ungewohnte und deshalb für sie auch furchtbar anstrengende Arbeit. Raum ging es noch; aber es mußte doch gehen.

„Steehnste och so, Schaefer?“ rief Fieschen.

Der Gefragte blickte nur flüchtig auf; sagen konnte er nichts.

„Ich steehne feste!“ verkündete Fieschen weiter.

„Ich finde, Steehnen is de halbe Arbeit!“

Die Nate war wirklich nicht dumm; denn lachend fuhr sie fort: „Ja, und ich mache die andere Hälfte!“

Da pffiff der Inspektor von drüben, und wie auf einen Schlag ließ hier alles über das weite Feld hin die Arme sinken. Fieschen aber stellte sich breitbeinig hin, sank sanft auf den Boden hinunter und legte sich lang um. „Trade so lange hat's jereicht!“ sagte er matt. „Muß mirr erst ma' 'n bißken verpusten!“ Eckermann drüben schleuderte den Kopf hin und her und machte sich ein Vergnügen daraus, die über seine Nase wegrinnenden, großen Schweißtropfen ins Feld hinauszuschleudern. Biehl und Schaefer aber kamen stumpf und wie

teilnahmslos herüber; so schwer hatten sie sich solche Erntearbeit doch nicht gedacht.

Da war Fieschen schon wieder auf. „So, Mate! Nu bin ich wieder uff'n Damm! Nu woll'n wärr an den Trog, wollte sagen: zu Tisch gehen! An den Kartoffelbrei mit Buttermilch!“ und der lustige Bruder sagte das jetzt wieder mit einem Gesicht, daß alle wieder laut auflacht mußten.

Wie sehen doch aber schließlich diese Großstädter waren! Sie gingen hinter den Knechten und Mägden her, als ob sie nun doch keinen Anspruch auf das Mittagessen hätten. Sie ließen sich sogar etwas nötigen. Als sie dann aber mit am Tische saßen und die andern ihren Teller voll Kartoffelbrei packten und mit ihren Löffeln immer wieder in die gemeinsame Buttermilchschüssel hineintauchten, da verging ihnen der Appetit schon halb. Schaefer stand schon nach einem kleinen Weilchen auf und sagte etwas bissig: „Mahlzeit die Herrschaften! Wann geht denn die Arbeit wieder an?“

„Punkt eins!“

„So! Da können wir uns ja etwas ruhen!“

„Ruhen?“ — Fieschen war wieder ganz lebendig.

— „Nee, ich wär' mirr ma' de Rühre und de Schweine ansehen!“

Da jedoch richtete sich der Großknecht hoch auf. „Nein, nein! Das geht nicht! Die ruhen jetzt alle!“ — Auch Kieke und Mate sahen ganz verstört auf.

„Na,“ — Fieschen war unverwundlich — „na, dann wär' ich wenigstens 'n Hahn da 'n bißken ärjern!“

Die Leute sperrten Maul und Nase auf. „Da wird Ihnen aber die Mamsell auf'n Kopf kommen!“ Und der Großknecht fügte schnell noch hinzu: „Hören Sie mal! Bis sechs ist es lange hin! Schmeißen Sie sich lieber das halbe Stündchen bis eins aufs Stroh!“ — — —

Haus waren die Berliner. Drinnen aber sahen sich Knechte und Mägde an und konnten sich kaum das Lachen verbeißen. Draußen währenddessen oder vielmehr in der Sommervilla der Berliner, da ging's nun aber los, was freilich nicht hinderte, daß jeder noch das Frühstück verpußte, das man ja noch in der Tasche hatte.

„So'ne dumme Bande,“ sagte Eckermann. „Uns so abzuspeisen! Ich dachte, wir würden doch mindestens mit dem Inspektor essen! Und die Herrschaft kriegen wir offenbar gar nicht zu sehn!“

Auch Schaefer fand, „daß doch Dr. Fuchs das alles vorher hätte besprechen sollen“. Fieschen aber lachte jetzt wieder. „Na,“ meinte er, „wißt ihr! Geschimpft wird hier nicht in so'ner scheenen Villa. Jetzt überhaupt Ruhe im Saal! Gott im Himmel! Hier sind sogar Näjel an de Wand! For unsre Sachen! Damit wirr se och scheen uffhängen könn'n! Is ja 'n großartiges Möbelmang!“ — — —

Am Nachmittag dieselbe Plackerei wie am Vor-

.....
mittag! Mit einer halben Stunde Pause zum Vesper für einen Topf Kaffee mit Schwarzbrot! Kein Hochgenuß gerade!

Müde, ganz schwachmatt von der Arbeit und der Hitze, zerstoßen, verschwitz und schmutzig kehrten die Jungen um sechs Uhr heim. Um sechs Uhr heute schon, weil es Sonnabend war. Aber es war für sie auch die höchste Zeit.

Eckermann erklärte ganz ehrlich: „Ich kann nicht mehr! Ich habe doch nicht gedacht, daß das so fürchterlich anstrengend ist!“

„Na, der erste Tag ist ja überstanden!“ nahm auch der ruhige Piehl einmal das Wort. „Jetzt gibt's hoffentlich was Ordentliches zum Abendbrot!“ —

Es gab Kartoffeln und Leinöl. Die jungen Berliner sahen sich wieder entsezt, aber stumm an. Der Großknecht merkte das. „Kiefe,“ sagte er, „sieh doch mal, ob die Mamsell nicht eine Schüssel Quark für die jungen Herrn rausstellen will!“ Bald war auch der Quark da. Eine große Schüssel voll.

„Menschen!“ rief Fieschen auf einmal und machte den Hals lang. „Det 's ja weißer Käse! Weißer Käse! Det 's wat Trostartiges! Na, nu alle Mann ran!“

So machten sich die vier Freunde mit gesundem Appetit über die Sache her; aber das Reden konnte Fieschen auch dabei nicht lassen.

.....
„Piehl!“ sagte er plötzlich. „Du ißt ja Kartoffeln mit Quark!“

Piehl blickte verständnislos auf den lustigen Kameraden hin. „Na, das ißt du doch auch!“

„Keel! Ich esse Quark und Kartoffeln! Sieh ma'! Ich nehme immer recht viel Quark un' nur 'n bißken Kartoffel! Nur vorsehen muß man sich, det man nich 'ne Flieje mit'schnappt!“

Die Berliner Kameraden verstanden das und lachten, und die andern lachten auch mit. Sie waren schon immer zum Lachen bereit, wenn Fieschen bloß den Mund aufstat. — — —

Der Abend verging. Die jungen Leute waren zwar hundemüde; aber sie liefen doch auf dem ganzen Gutshof herum und auf ein Vierteltündchen sogar nach dem Dorfe hinaus. Als sie zurückkamen, wurden gerade noch die Ställe ausgemistet. Dazu forderte sie keiner auf; sie blieben also der Sache auch fern. „Det soll zwar mächtig jesund sind, der Geruch!“ meinte Fieschen. „Aber wir sind doch jesund! Wir brauchen so wat also nich zu machen!“ —

Manches Neue hatten nun die Großstädter an dem Tage erlebt, und als sie sich endlich mit einbrechender Dunkelheit in ihr Kossätenhäuschen zurückzogen, da kam es ihnen vor, als wären sie wunder wie lange schon von Berlin weg. Selbst, daß in dieser Not und Kriegszeit auch morgen, am Sonntag, die Arbeit auf dem Felde weitergehen sollte, fanden

.....

sie, genau wie die Leute auf dem Gute, ganz in der Ordnung.

„Riecht hier allens 'n bißken nach Pferd und Baldriantropfen oder Katzen!“ war das letzte, was aus Fieschens Munde kam, und bald schlief alles den Schlaf des Gerechten. — — —

Wie lange hatten die viere geschlafen? Es war noch dunkle Nacht, als in dem kleinen, überheißten Raum plötzlich eine elektrische Taschenlampe aufblitzte und aus Eckermanns Munde ein Schreckensruf erklang.

„Wanzen! Auf!“

Im Nu fuhren die andern empor. Die elektrische Lampe war wieder verlöscht. Alles krabbelte durcheinander und schrie: „Licht! Licht!“

Da knackte die Lampe wieder. Der Schein fiel auf die Wand, und die Jungen starrten entsetzt darauf hin. Fieschen fand zuerst die Sprache wieder: „Dunnewetter! Det sind wirklich Wanzen! Der reene Parademarsch!“

Aufe der Empörung geht von allen Seiten! „Na, so 'ne Schweinerei!“ — „Hier bleibe ich auch keinen Augenblick länger!“ — „Eckermann, leuchte mal hierher!“ — „Herr Gott! Hier sind ja auch welche!“ — „Da ziehe ich mich an und gehe hinaus!“

„Nee! Is nich!“ — Fieschen war dieses Mal der Überlegsame. — „Mitten in der Nacht? Man geht lieber!“

.....

Schaefer schlug vor, Watte aus der Reiseapotheke in die Löcher in der Wand zu stopfen und Gipspflaster oder Leukoplast drüberzulegen. Bieh wollte sogar noch Essigsäure Tonerde daraufgießen; Fieschen aber erklärte mit komischer Entrüstung: „Menschenskind, wenn das der Direktor sehen könnte! Hilft ja och nisch! Ach wat! Dodschlagen! Jetzt gibt's eben mal 'nen Massenmord!“

Den gab's nun freilich; aber Ruhe gab's dafür doch nicht. Fieschen meinte schließlich: „Na, wißt ihr, Kinder, so 'ne scheene Nacht mechte ich mal bei Tage sehn!“ Er war nachher sogar der erste und freilich vorläufig auch der einzige, der draußen vor der Tür des Häuschens stand und vor sich hinpiff. Als er auch anfing zu singen:

„Die Sonn' erwacht! Mit ihrer Pracht“,
da kamen auch die andern heraus und fielen — aus purem Galgenhumor — sogar mit ein:

„Erfüllt sie die Berge, das Tal!“

Weiter kamen sie indessen nicht: drüben am Ende des langen Stallgebäudes tat sich auf einmal ein Fenster auf, und der Großknecht fragte wütend herüber: „Was machen Sie denn da für einen Lärm? Das Vieh wird ja lebendig!“

„Ach,“ rief Fieschen geistesgegenwärtig zurück, „bei uns ist's schon lange lebendig!“

Der Großknecht hörte es nicht mehr; er hatte die „Bude“ wieder zugemacht und ließ die Jungen stehen. Die sahen sich lachend an. „Det 's aber

schade," klagte Fieschen; „det war ja mächtig jesiehl-
voll! Wat wunderbar Scheenet bei so'n Hunde-
leben! Wat aber nu?"

„Na" — Schaefer stand auf — „wir laufen
am besten ein bißchen herum! Wer kommt mit?" —
Sie waren alle dabei. — „Übrigens, Hunger kriege
ich auch schon wieder!" —

Den andern ging's ebenso. Eckermann meinte,
jezt wieder lächelnd: „Darán läßt sich aber erkennen,
wie gesund und bekömmlich die Landarbeit ist! Und
dabei tun wir noch ein gutes Werk!"

Piehl seinerseits faßte die Sache etwas anders
auf. Er ließ den Kopf hängen. „Ich habe die
Empfindung, viel haben wir alle gestern nicht ge-
holfen. Die ganze Sache ist überhaupt mies!"

Nur Fieschen war natürlich wieder oben auf.
„Kinder! Red't nich!" rief er aus. „Immer noch
besser als Penne kloppen! Jesunde Luft hier! Allens
hier riecht nach Kuhstall und Misthaufen!"

Die andern drei widersprachen erst lachend,
dann ernst. Von Berlin aus sähe sich das doch
etwas anders an. „Jedenfalls," fügte Schaefer
überlegsam hinzu, „ist die Landarbeit zwar eine
gesunde, aber doch eine recht schwere Arbeit!"

Fieschen, dieser Fieschen, der nicht totzukriegen
war, hatte doch wieder das letzte Wort. „Am
liebsten bliebe ich Montag abend noch hier!" —

Um vier Uhr wurde es lebendig auf dem Gut.
Die Knechte fütterten die Pferde ab; die Mägde

kamen mit den Milchmehrn, und bald saß man
auch beim Frühstück. Es gab zwar nur dünnen
Kaffee, dafür aber dicke Schmalzstullen. Fieschen
griff zuerst von allen nach dem Salz. „Weil's
heute Sonntag is!" sagte er dazu. Um sechs Uhr
aber stand alles schon wieder draußen auf dem Feld,
und es ging von neuem los. Alles wie am Tage
vorher. Die Jungen indessen fühlten sich womöglich
noch zerschlagener als vor der Nacht. Fieschen
meinte zwar: „Et jeht! Aber leider bin ich keen
Prophet! Sonst würde ich 'n bißken über unser
heitiges ‚Diner' unken!" —

Das bestand aus Kartoffeln, Mohrrüben und
Bohnen und Schweinebraten. Als Piehl lächelte,
stieß ihn Fieschen mit dem Ellbogen an: „Na, immer
noch nischt for dich, du oller Schlemmer?"

„Doch! Wenn sich das so weiter bessert, dann
kriegen wir morgen wirklich noch deinen Hasen-
braten, Fieschen."

„Nehm ich, nehm ich!" erwiderte der schmunzelnd.
„Aber wees man's denn? Wenn ihn man die Fliegen
nich vorher uffressen!" —

Ja, Fliegen gab's auf dem Gutshof so viel,
wie sich die Berliner nie hatten vorstellen können.
Es schwärmte und summtete alles; nirgends war
 Rettung vor den „Biestern", weder hier, noch
draußen auf dem Felde. — — —

Am Nachmittag die Arbeit wie sonst. Am Abend
aber kriegte jeder zwei Eier, und das war ein sel-

tener Genuß. Diese schönen, großen, frischen Landeier! „Ich meechte meine beinahe jar nich essen!“ sagte Fieschen; aber er aß sie natürlich schließlich doch. Dann richtete er sich auf und meinte: „So! Sejeffen ha'm wa'! Wat nu?“

„Nun gehen wir alle baden!“ antwortete der Großknecht. „Drüben im Blanken See!“

„Baden?“ — Die Berliner starrten den Großknecht an. — „Wirklich baden?“ — Sie sprangen auf. Auch Fieschen; und er war doch noch so müde! „Ach,“ klagte er, „der Zeist is willig; aber die Veene —! Hilft aber allens nischt! Baden! Baden! Nu baden werr ma' fors Vaterland! Los!“ —

Na, das war ein Vergnügen! Nein, das war mehr! Das war nach all der Schweiß- und Schmutzarbeit ein Hochgenuß, und ein ganz anderer Hochgenuß als in den Gewässern rund um Berlin! Dieses schöne, kristallklare Wasser! Wie ließ es sich hier jubeln, schreien, plätschern, schwimmen! Besonders schwimmen! Die Knechte vom Gut sahen das staunend an, und der Großknecht meinte bedächtig: „Das verstehen Sie besser als eine Garbe anrappen!“

„Na und ob!“ rief Fieschen aus, und er trommelte sich dabei auf den Schenkeln herum. „Wenn wir aber erst so lange Garben anrappen, wie wir schon schwimmen können, dann machen wir's auch besser!“

„Nee, nee, nicht doch!“ — Der Großknecht

schüttelte mit dem Kopf. — „Mancher lernt's nie! Appelt unten im Dorf hat auch welche aus Berlin. Der ist auch nicht mit der Bande zufrieden!“

Die vier Berliner sahen sich etwas betroffen und bedrückt an. Nur Fieschen hob den Kopf und blickte mit seinen hellen Auglein, die immer aussahen, als wären sie auf der Knopfgabel gepußt, ein kleines Augenblickchen auf den Großknecht hin. Dann sagte er bloß leise: „Ach so! Pfeiffte aus die Luke?“ —

Etwas wie Mißstimmung war trotz des wundervollen Bades nun doch da, und ziemlich energisch und ganz unvermittelt erklärte deshalb Schaefer im Namen seiner Kameraden, daß sie nicht mehr in dem Rossätenhause schlafen könnten. Da wären Wanzen drin. Damit war nach der Meinung des Berliners alles und das Schlimmste gesagt.

Den Großknecht jedoch, den Kerl, den rührte das nicht besonders. „Gott, Wanzen gibt's überall hier! Da stellen wir mal die Bettstellen oder die Strohsäcke auf den Hof, und da fressen die Hühner sie dann ordentlich ab!“

„Wat?“ schrie Fieschen auf. „Da schlage ich ja lang hin!“ und er sprang dabei kerkengerade auf seine Veene. „Ich laß mirr bodschlagen, wenn ich hier noch mal een Ei esse!“

Auch die andern waren starr. Eckermann hatte sogar seine Hände wie beschwörend auf seinen Magen gelegt, und, als wenn Fieschen den Gedanken an

die Eier recht schnell aus der Welt schaffen wollte, fragte er jetzt ordentlich überstürzt: „Scheen! Aber wo schlafen wir nu?“

„Ich will mal mit dem Inspektor sprechen!“ erwiderte der Großknecht in seiner etwas bedächtigen und schleppenden Weise. „Ich kann vielleicht die Scheune aufschließen!“

„Au ja! Damals auf der letzten Partie im Oderbruch haben wir auch in der Scheune geschlafen! Großartig!“

Jetzt waren alle wieder wohl auf und mit ihrem Schicksal zufrieden, und Fieschen eroberte sogar von der Mamsell, der der frische und unverwüsthliche Humor des Berliners auch gefiel, für alle noch eine Schnitte „rund ums Brot rum“. Mit Butter! Hm! War das ein Behagen! Hm! Butter! „Lange nicht gesehen!“ — — —

Das Behagen indessen dauerte nicht die ganze, schöne Nacht durch; denn gegen Morgen wurde Eckermann plötzlich wach und behauptete, es müßten hier Mäuse oder Ratten sein. Auch Piehl richtete sich daraufhin mit jähem Schreck auf. Er erzählte, dieses elke Gesicht könnte man sogar mitten in der Nacht wie schwache Lichtstrahlen hin- und herhuschen sehen.

Schaefer wollte trösten: es wären sicher nur Mäuse gewesen. Fieschen aber verdarb es wieder: „Es waren Ratten! Um meine Nase rum haben sie ganz wütend Beck gespielt.“

Kurz, die vier waren schließlich ganz wach geworden, krochen halb aus dem Stroh heraus und stützten sich auf den Ellenbogen, fröstelnd und gähmend. Eckermann stellte dabei trübsinnige Betrachtungen an und erklärte es für ein großes Glück, daß sie am Montag abend wieder nach Hause müßten. Ewig hierbleiben? Brrr! Auch Fieschen gab natürlich wieder seinen Senf dazu. „Kinder! Kinder!“ rief er voller Begeisterung aus. „Wenn ich jetzt nach Berlin komme, schlafe ich erst ma' 'n paar Nächte in'n Kohlenkasten, um mir wieder an den Komfort zu gewöhnen!“

Die andern lachten und spotteten: „Du wolltest ja aber lieber hierbleiben, als in die Penne gehn!“

Da legte Fieschen die Hand aufs Herz und erklärte feierlich: „Det war ja jestern abend. Lange her also! Nee, tempora mutantur et nos mutamur in illis. Der scheene Satz is richtig! Ich merk's noch an mein' Magen. Der knurrt!“

„Ja,“ gab Eckermann zu, „mir geht es auch so! Wir können uns den Magen nun mal nicht so vollschlagen wie die hier; bei uns hält das also auch nicht lange genug vor!“

Dann starrten sie alle trübselig vor sich hin, bis Schaefer bedächtig vorbrachte: „Na, es war mal ein Versuch! Etwas haben wir ja wohl geholfen! Allzu viel ist's aber doch nicht geworden!“

„Wenn aber nun viele Tausende helfen, dann wird's doch was!“ hielt Piehl, dieser ruhig über-

legende Pfiel, dagegen. „Die Pfadfinder sollen sich ja bei der Ernte mächtig ins Zeug legen!“ — —

Der Montag brachte etwas Abwechslung in die Arbeit. Die unbarmherzige und doch gute Sonne hatte alles getrocknet; es sollte also eingefahren werden. Na, das war was, und nun war alles vergessen. Jeder von den vieren aber wollte natürlich mit den Pferden zu tun haben. Doch der Großknecht verfügte anders: Eckermann, der Größte und Stärkste von ihnen, mußte mit aufgabeln, d. i. mit der zweizinkigen Heugabel die Garben auf den Wagen heben, wo ein anderer sie kunstgerecht aufschichten sollte, unten verlang, oben verquer und breit auslagernd. Wer wollte auf den Wagen?

Die drei andern sahen sich an. „Nate kann mir's ma' zeigen!“ erklärte Fieschen. „Denn will ich's ma' probieren!“

Und er probierte es. Der Inspektor, der vorüberkam, machte zwar nicht das beste Gesicht. „Bauen Sie nicht so weit hier drüben raus!“ warnte er. „Sonst kippt die Sache, oder wir verlieren unterwegs alles! Jedenfalls, legen Sie es zur Vorsicht nicht zu hoch! Aber nur vorwärts! Vorwärts! Weiße und Krause haben eben zum Regiment fortgemußt! Können Sie fahren?“ — Er hatte sich an Eckermann gewendet.

„Na,“ — der junge Mann war vorsichtig — „ich tue es lieber nicht.“

„Ich auch nicht!“ lehnte Pfiel gleichfalls von vornherein ab.

Ein Blick noch auf Schäfer und Fieschen. „Am besten fährt doch wohl noch Nate! In die große Scheune! Rechte Panse!“ —

Als der Ladebaum mit großer Mühe über die Fuhre gespannt war, glitt Fieschen an dem Seil auf den Boden herunter und befah sich sein Kunstwerk. „Dunnerwetter!“ rief er ganz erschrocken aus. „Nate, det 's schief!“

Die Pferde ruckten schon an; der Wagen ächzte und stöhnte; die ganze Fuhre schwankte. Fieschen immer hinterher wie ein Kegelspieler, der mit Armen und Beinen der losgelassenen Kugel noch einen Drall geben will. Er schwigte Blut und Wasser dabei; Nate noch mehr. Nur die Pferde schienen nicht zu wissen, was los war. Sie zogen, als sollten sie mit der Geschichte durch dick und dünn gehen. Fieschen konnte mit seinen Beinen hinten noch so sehr dirigieren und Schnörkel ziehen, der Wagen schwankte immer bedenklicher, und immer mehr sackte sich die ganze Last nach links über, wo Fieschen geladen hatte. Eine Garbe hing oben schon ganz heraus.

Auch von den nebenliegenden Feldern wurde die tolle Fahrt eifrig beobachtet. Manch Hallo, manch Spottwort klang zu Fieschen herüber, der wie ein Wilder hinter dem Wagen hertanzte. Der Inspektor kam nachgeprescht, atemlos und hochrot

im Gesicht; er langte eben bei Mate an, als die Fuhrer in die Landstraße einbiegen sollte. Da, ein Hopps! Fieschen hinten hieb noch einmal schnell mit dem linken Bein nach rechts aus, schon aber flog die ganze Erntelast oben mit einem Knack nach links hin. Der Wagen lag halb um; die rechten Räder hoch; ein Pferd vorn, das wahrscheinlich eins mit der Deichsel gekriegt hatte, schlug wild aus; der Inspektor flüchte; Mate heulte; die auf den Feldern lachten, und Fieschen sprang wie ein Beseffener um die verfrachte Fuhrer herum. Wie er dem Inspektor dabei einmal in die Quere kam, schimpfte der wieder los über solche „elende Laderei“ und über die Leute, „die alles verstehen wollen und doch rein gar nichts verstehen!“ Fieschen aber hatte bald seine Ruhe wiedergefunden. „So!“ sagte er und dabei hielt er den rechten Ellenbogen in der linken Hand und legte den rechten Zeigefinger an die Nase. „Nu aber die Karre wieder auffrichten!“

„Ja,“ schimpfte der Inspektor weiter, „und auch wieder aufladen! Und die schöne Zeit! Und das Getreide fällt dabei auch unnütz aus!“ —

Der Mann hatte recht! Was machte das für eine Heidenarbeit! Aber zur Ehre der Berliner hätten doch die Gutsleute auch sagen müssen, daß die jetzt keine Mühe scheuten, um den Schaden wieder gutzumachen. Fieschen konnte sich aber geradezu zerreißen, das Gefühl wurde er doch nicht los, daß

die Leute da, denen nun so eine besondere Arbeit erblüht war, ihn ins Pfefferland wünschten; denn gerade er war es doch gewesen, der schief geladen hatte! —

Zu Mittag gab's diesmal Eierkuchen mit Bratkartoffeln und Milchsuppe. Da aber zwei Knechte fehlten und die Jungen mit dem Neunuhrzug am Abend drüber von der Station aus wieder nach Berlin mußten, so hieß es: noch viel schaffen. Eine Mittagspause gab es heute überhaupt nicht; nur den Pferden wurde gehörig Zeit zum Fressen gelassen. Todmüde also, abgeheßt und durchgeschwitzt hatten die Berliner am Abend gerade noch Zeit, in ihre besseren Sachen zu springen, den Arbeitsgefährten der letzten drei Tage, besonders den drallen Mädels ein Lebewohl zu sagen, und — fort ging's! So schnell es aber auch gehen mußte, Fieschen rief auf einmal: „Seht stimme ich noch 'n Liedchen an! Nach dem scheenen Cantus vom letzten Abiturientenkommers: So leb denn wohl, Gymnasium! Uffjepaßt!

„So leb denn wohl, du altes Haus!
Ich scheid ohne Trauern.
Mich trieben Ratt' und Wanzen raus
Aus deinen öden Mauern!
Du sollst mir stets in Ehren sein,
Doch kriegt kein Pferd mich mehr hinein!
Trallarum, lirum, larum,
Nunc finis est curarum!“
— Mitsingen! — „Trallarum, lirum, larum,
Nunc finis est curarum!“

Die andern drei lachten. „Das hast du fein gemacht, Fieschen!“

„Weeß ick! Weeß ick! Wat so'n jottbejnadeter Dichter is wie ick, der kann so wat!“

Weder zum Weiterlachen aber, noch auch zum Antworten blieb jetzt noch Zeit: sie mußten alle noch trablaufen, um den Zug zu erwischen. —

Als sie endlich im Wagen saßen, atmete Eckermann erleichtert auf. „Alle Achtung!“ sagte er. „Drei Tage waren's nur! Mir ist's wie drei Jahre!“

„Ja,“ — sogar der wortfarge Piehl fand Worte! — „erlebt haben wir was und haben auch gesehen, wie schwer die Landarbeit ist!“

Schaefer nickte. „Sie ist wirklich schwer; aber die Leute sind kolossal willig und arbeitfam.“

„Ja, wie die zupacken, ohne sich treiben zu lassen!“ — Es war das erste Mal in den drei Tagen, daß Fieschen ernst redete. — „Und genügsam dabei! Gott im Himmel ja! Kartoffelbrei, Buttermilch, Leinöl, Schmalzstullen, und nur sonntags mal Fleisch und was Besseres!“

„Na, aber denk mal, wie gut sie es doch auch haben!“ nahm Eckermann schnell wieder das Wort. „Immer in der freien Natur! Was hat denn bei uns in der Stadt der Arbeiter? Na ja, etwas mehr von dem sogenannten Vergnügen! Aber sonst? Muff in der Fabrik und ewigen Kadau auf der Straße! Is ja alles Humbug! Man ist doch immer froh, wenn man mal wieder rauskommt!“ —

Die jungen Leute sehen sinnend zum Fenster hinaus, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Da gibt sich Fieschen plötzlich einen Ruck, setzt wieder sein glänzendstes Gesicht auf und ruft heiter aus: „Na eben! Trotz Wanzen und Kartoffelbrei: scheen war't doch!“





„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!“

Wo nur einer von unsern Soldaten damals, in jenen ersten, denkwürdigen Augusttagen auf der Straße erspäht wurde, da wurde er auch von jung und alt angesprochen, umringt, beschenkt, bejubelt. Das frische, sonnengebräunte Gesicht des gemeinen Mannes strahlte vor sehnsüchtiger Erwartung; in den ernsten Augen des Offiziers leuchtete der opfermütige Kampfesmut, der vor nichts zurückschreckt. Ein Blick auf solches Antlitz, ein Blick in solche Augen, und jeder fühlte sich gehoben und gestählt und jubelte dann mit all den andern:

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Güter sein!“ —

Diese Kampfes- und Siegestimmung führte, nein, trieb und zog gleichsam die Menschenmassen

vor die Kasernen hin und in und mit ihnen die Jugend, die ja gerade noch Ferien hatte.

Schon früh am Morgen, früher noch, als sonst die erste Schulstunde einsetzte, standen also die Jungen am großen Kasernentor, das sich immer wieder auftat, um die herbeiströmenden Reserven aufzunehmen. Aus allen Klassen waren diese Jungen gekommen; besonders natürlich aus den Mittelklassen, und eben rechte Hubert aus der einen Obertertia den Hals lang. „Aufgepaßt! Da kommen wieder welche!“

Das Hurra wogte heran und brauste hier am Tor nur noch lauter und jubelnder auf. „Hurra! Hurra!“

„Was wollen denn die aber alle noch?“

„Na, Frage!“ fährt Hubert zu Raschke herum. „Mit!“

„Mit? Das Regiment ist doch schon zehnmal voll!“ gibt Raschke zurück. „Das erste Bataillon ist sogar schon heute früh um 5 Uhr ausgerückt!“

„Was?“ — Erschrocken starrt alles, was da herumsteht, den Jungen an. —

„Ja, und das zweite geht nachher um elf fort!“

„Was du schlau bist! Woher weißt du denn das alles?“

„Na, mein Bruder ist doch auch eingezogen. Eben beim zweiten Bataillon!“

Die Jungen sagen nichts mehr. Ihre Blicke fliegen wieder zum Tor hin und zu den Fenstern

hin auf, hinter denen ab und zu ein Feldgrauer vorüberfliegt. „Dann wollen wir ein bißchen näher ans Tor hinan!“

„Nicht doch!“ wehrt Raschke. „Hier zwischen Baum und Laternenpfahl stehen wir doch ganz gut und können nicht weggedrängt werden. Hier komme ich auch nachher wieder her! Haltet mir mal den Platz frei!“

„Wo willst du denn hin?“

„Nach Hause! Mein Bruder muß um halb zehn weg. Ich komme mit ihm dann wieder!“

Das gute Duzend der Freunde sieht dem Jungen beinahe mit etwas Neid im Blicke nach. „Sein Bruder ist Unteroffizier!“ weiß einer zu sagen. Ein anderer weiß sogar noch mehr. „Der wird nächstens Vizefeldwebel!“

„Pst! Pst!“ — Die Köpfe der Jungen fahren herum. Woher das? — „Pst! Jung’s!“ — Aus der Höhe kommt es. Oben steht ein Unteroffizier am Fenster; seine lachenden Augen blißen auf die Jungen herab; hinter ihm erscheinen andere Feldgrauere. — „Jung’s! Wollt ihr meinen blauen Extradeckel haben?“

Zwei Duzend Arme strecken sich im Nu nach dem Fenster hinauf, und schon läßt der oben die blau-rote Mütze los. Sie fällt gerade mitten auf die Jungenschar hin; der lange Seibl hat sie glücklich gefaßt.

„Danke, danke, Herr Unteroffizier! Behalte ich als Andenken!“

Da brüllt es lachend und jubelnd von unten hinauf: „Mehr! Mehr!“ — „Ach, bitte, mir auch eine!“

Im nächsten Augenblick ist oben alles verschwunden. Im übernächsten aber schon drängt sich wieder alles im Fensterauschnitt zusammen. Mützen, Extrakoppel und sogar ein paar weiße Lederhandschuhe regnen herunter, und, hell aufflitzend und lachend und von den Umstehenden belacht, ergattert sich jeder der Jungen ein Beutestück. Auch Mitschüler aus andern Klassen drängen sich heran; sogar Erwachsene. „Hurra!“ schallt es hinauf und herunter und wieder hinauf. Auch die Soldaten oben sind ganz wild geworden; jetzt hält einer sogar einen Schemel zum Fenster heraus, und kreischend will unten schon alles auseinanderfliegen, da reißt eine andere Hand oben den Schemel zurück. Das Fenster fliegt knallend zu. —

Unten stehen die Jungen immer noch lachend und schreiend vor Freude. Die, welche eine Mütze erwischt haben, setzen sie auf. Sie schiebt sich auf dem Kopf nach rechts oder nach links; jedem ist sie zu weit; denn ihr bisheriger Besitzer war ja doch immer ein großer, strammer Gardemann. Das gibt wieder ein fröhliches Lachen und Auslachen und gutmütiges Spotten dabei. Da jedoch — ein neues „Hurra!“ Unten an der Straßenecke! Die Mützen vom Kopf,

die Hande hoch! „Hurra!“ — „Hurra!“ Eine neue Schar Reservisten zieht heran. —

„Die Vöglein im Walde,
Die fangen so wunder wunderschön!“

und die Jungen fallen ein:

„In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiederseh'n!“ —

„Ach, seht mal! Da kommt auch Raschke!“
„Mit seinem Bruder! Feldgrau! Seht mal!
Die kleinen, ledernen Patronentaschen! Donner-
wetter, das sieht fein aus!“

Zwei Schritte vom Bürgersteig weg gehen die beiden vorbei. Sie halten sich an der Hand. Der Soldat hat den ernststen Blick zu Boden gesenkt; er hat wohl noch das Bild von Vater und Mutter und Geschwistern im Auge; der Bruder aber, der Johannes, der Obertertianer, der schreitet stolz und freudig neben ihm hin und sieht verklärten Blickes hinaus ins Weite.

Die Augen der Obertertianer folgen den beiden. Es sind ja nur zwanzig oder dreißig Schritte bis zum Kasernentor. Jetzt stehen die Brüder still. Sie wenden sich zueinander, und der Große, der Soldat, neigt sich zum Bruder hin. Ohne Scheu vor der gaffenden Menge küßt innig einer den andern. Dann richtet sich der Unteroffizier hoch auf. Noch ein Händedruck. Er wendet sich festen Schrittes zur Tür hin, während der Kleinere schnell

in die Menschenmasse zurücksinkt. Als er bei den Freunden ankommt, schwimmen ihm die Augen noch in Tränen. Aber er preßt die zuckenden Lippen zusammen und sagt nichts, und die andern achten dieses Gefühl und räumen ihm ebenso ruhig und scheuen Blickes seinen Platz wieder ein. —

Endlich bringt der lange Hubert vor: „Sieh mal, Raschke, die haben uns das oben aus dem Fenster geschmissen!“ — Er zeigt dabei lächelnd die Militärmütze.

Da hebt Raschke den Blick zum Fenster hinauf und lächelt auch wieder. „Ach,“ sagt er, „das habe ich ja noch alles von meinem Bruder! Sogar noch das Extrakoppel! Das kann ich gleich alles bei der Jugendwehr gebrauchen! Fein! Ach, Kleinert hat wohl die Tagewärmer erwischt!“

So wurde Raschke im Handumdrehen wieder der fröhliche Geselle. „Also,“ sagt er, „Punkt elf ziehen sie aus. Nach dem Lehrter Güterbahnhof!“

„Au, da laufen wir mit!“

„Wohin! Wohin!“ kommt da im Nu die Frage von allen ringsum. Die Leute drängen sich heran. „Nach dem Lehrter Bahnhof?“

„Ja, um elf Uhr! Das zweite Bataillon!“

Wie ein Lauffeuer geht es den Bürgersteig hinauf und hinunter und hinüber über die Straße. „Das zweite Bataillon! Um elf Uhr rückt es nach dem Lehrter Bahnhof ab! Hurra! Hurra!“ —

Beinahe anderthalb Stunden noch stehen die Jungen da und die Leute alle, dieselben und andere, bis die Uhr am großen Mittelgebäude auf dem Kasernenhof um 11 zum Schlage aushebt. Da fliegen auch schon die Tore sperrangelweit auf; die Spielleute setzen ein: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“, und Reihe um Reihe, immer zu vier Mann, tritt festen Schrittes heraus aus dem dunklen Tor in das grelle Sonnenlicht der Straße, aus dem Frieden heraus in den Krieg. Mit einem kleinen Blumensträußchen jeder oben am Gewehr; mit Rosen vor der Brust wie zum Opfer geschmückt, zum fröhlichen Todesopfer auf grüner Heide für König und Vaterland. —

Ehrfürchtig gleichsam starren die Zunächststehenden die feldgrauen Reihen an, die das eiserne Kommando oder der heilige Ernst des großen Augenblicks selber in Schweigen schlägt. Dann aber geht es wie ein jauchzendes, brausendes Aufatmen durch die Volksscharen hin.

„Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!“ schallt es den fortziehenden Kriegern nach, den aus dem Tor heraustretenden entgegen. Der Offizier, der soeben an den Obertertianern vorbeispreitet, blickt noch einmal lächelnd zum gegenüberliegenden Hause hinauf, wo Frau und Kind vom Balkon aus unter Tränen winken. Der blumengeschmückte Degen senkt sich einen Augenblick; dann richtet sich der Blick starr vorwärts. Hinein in die unbestimmte Zukunft!

„Auf Wiedersehn!“ braust es unaufhörlich neben den Kompagnien dahin.

„Lebt wohl!“ — Fest und innig hebt sich der Ruf plötzlich aus der Mitte der Soldatenschar heraus. Doch wer hat die Worte gerufen? Klingt es nicht gegen das hoffnungsvolle „Auf Wiedersehn!“ wie eine Ahnung kommenden Todes? — „Lebt wohl!“ — Der wuchtige Gleichschritt des Bataillons verschlingt alles. — — —

Jetzt kommt auch Bewegung in die Scharen, die bisher ihren Platz auf dem Bürgersteig und auf dem Fahrdamm gerade vor der Bordschwelle gehalten haben. Vor, neben, hinter dem Bataillon marschiert man mit. Und wie lang scheinen heute die Kompagnien! Wie man sie nie gesehen hat, und man hat sie doch jeden Tag gesehen, wenn sie zum Schießplatz hinauszogen! Und alle singen jetzt mit. „Die Wacht am Rhein“ und „Deutschland, Deutschland über alles!“ und wieder „Die Wacht am Rhein“.

Alles Fuhrwerk auf dem Wege steht still; die Elektrischen stauen sich auf. Die Leute aus den Häusern winken und jubeln. Sie brechen die blutroten Geranien und Rosen vom Balkon und werfen sie den Soldaten zu, und alles ruft immer von neuem: „Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!“ Ein Taumel ist's, eine Trunkenheit erwartungsvoller Siegesfreude und für die Soldaten gleichsam schon ein Siegeszug noch vor dem Siege.

~~~~~

Immer weiter geht's durch die Straßen hin, die Blücherstraße hinunter, über die Belle-Alliance-Brücke weg, die Königgräzer Straße hinauf. — —

Die Jungen sind endlich zur fünften Kompagnie gekommen und marschieren jetzt in gleichem Schritt und Tritt neben dem Unteroffizier Raschke. Man schwenkt soeben über den Potsdamer Platz weg und verläßt damit das eigentliche Häusermeer. Und plötzlich setzen die Spielleute ein: „Muß i denn, muß i denn zum Städele hinaus!“

„Nettes Städele,“ lacht Hubert in all den Lärm hinein. „Berlin! Det keene Städele vier Meilen von Potsdam!“

Das Lied aber singen alle, Soldaten und Volk. Wie berauscht von den Gedanken an Vergangenheit und Zukunft, die gerade dieses Lied erweckt. Das erlebt ja ein Volk auch nur ein einziges Mal; aber dieses eine Mal, das ist genug, um klein und groß, jung und alt, Nord und Süd zusammenzuschweißen zu Sieg oder Tod. —

Am Tiergarten zieht man vorbei, nach Moabit hinaus, die Rathenower Straße hinab. In der Quigowstraße endlich löst sich die schmucke, feldgraue Truppe heraus aus der Unruhe der Begleiter, und die Spitze des Bataillons schwenkt in einen schmalen Eingang hinein, der zum Militärbahnhof hinabführt. —

Mit erhigtem Kopf stehen jetzt die Obertertianer

da und sehen sich enttäuscht an. — „Was nun?“ — Raschke zuckt mit den Achseln.

„Ach,“ will Seibl sich und die andern trösten. „Wer weiß, wie lange die noch warten müssen!“

„Gar nicht! Beim Militär, da geht alles fix!“ Ein Unteroffizier kommt zurück und will sich gerade an den Jungen vorbeidrängen, da faßt Seibl nach seiner Hand: „Herr Unteroffizier, ich danke Ihnen auch schön für die Mühe hier!“

Die blinkenden Augen des Soldaten lachen den Jungen an. „Paßt sie denn auch?“

„Na, noch nicht! Aber sie wird schon —“ Raschke lacht in die Worte Seibls hinein: „Wenn er eine Sonntagsausgabe vom ‚Lokalanzeiger‘ einlegt, dann paßt sie heinabel!“

Natürlich will alles loslachen; aber schon kommt einer aus der Schar des Publikums dazwischen. „Herr Unteroffizier, sagen Sie doch mal! Wann fahren Sie denn weg?“

„Um 1 Uhr 23.“ „Ach, da wird ja aber schon ein Zug vorgedrückt!“ — Der Unteroffizier hört es nicht mehr. Aller Blicke aber fliegen zu dem Zug hinüber, und alle jubeln hell auf. Die Wagen sind bekränzt und auf dem freibleibenden Raum der Wagenwände, zwischen den Türen und unter den Fenstern, haben Soldaten liebevoll mit Kreide groß und breit Sprüche angeschrieben. Lachend liest man sie, bis der große, scharfsehende Seibl sich zum Vorleser macht.

„Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen!“ rief und schmettert er in seine Umgebung hinein.

Alle jubeln laut auf.

„Was heißt denn das da? Jeder Schuß ein —“

„Jeder Schuß ein Kuß!

Jeder Stoß ein Franzos!

Jeder Tritt ein Britt!

Jede blaue Bohne ein Wallone!“ —

„Setz an dem Wagen dort!“

„O Serbien, o Serbien,

So kannst du nicht ererbien!“

Darüber freuen sich natürlich alle königlich; „denn, wissen Sie,“ sagt ein kleiner Herr neben Hubert, „von Serbien, da geht ja der ganze Stank aus! Aber da, an dem Wagen, der jetzt kommt!“

„Ach,“ ruft Seibl laut, „da stehen sie alle dran! Hahaha!“

„Gey, Gey, Gey,

Dich hauen wir zu Brei!“ —

„O Nikolaus, o Nikolaus,

Jetzt trinken wir deinen Wutli aus!“ —

„Poincaré und Delcassé

Aus euch, da machen wir Freilassé!“

Ein lautes Lachen aller Umstehenden! „Na, zuerst werden wohl auch die Franzosen drankommen!“

„Ja,“ meint Seibl, „drüben steht ja auch noch: „Hier werden rote Hosen umsonst geklopft!“

„Ach, sehen Sie!“ kommt noch einer dazwischen, der etwas zurücksteht. „Da drüben, da unter dem roten Torweg durch, da kommt noch solch Zug!“

„Au ja! Der ist vielleicht für unser Bataillon! Da steht auch was dran! Lies mal, du langes Gespenst!“

„Da ist ja nur der eine Wagen zu sehen,“ erklärt Seibl. „Er steht auch zu weit drüben; die Sonne müßte mal gerade dagegen scheinen! Setz! Hier — wohnt — der Arzt!“ und da: „Ein Hauptmann, zwei Leutnants! Ohne die Pferde!“

Sonst ist nichts zu sehen, trotzdem der Junge die Augen erst zukneift, dann wieder aufreißt und schließlich sogar durch ein Löchelchen in der geballten Faust guckt.

Da kommt Seibl auf einen guten Gedanken.

„Au, Jungs, wollen wir nach der Butlißbrücke? Da müssen alle Militärzüge drunter weg!“

Raschke faßt den Gedanken auf. „Kommen wir denn da aber noch zurecht?“

„Ach, reichlich! Ist ja nur hier ein Stück hinunter! Los!“ —

Als die Jungen nach nur wenigen Minuten hastigen Laufes über eine steinerne Wendeltreppe zur Brücke hinauffspringen, da hören sie schon wie fernes Meeresbrausen das Hoch! und Hurra! von Hunderten, die oben auf der Brücke stehen und zu einem soeben ausfahrenden Zug hinunterjubeln.

~~~~~  
Jetzt sind sie selber auch oben und schreien und rufen mit, selbst noch beinahe atemlos von dem stürmischen Lauf. Unten aber beugen sich die Feldgrauen weit aus dem Wagenfenster oder springen auf die Plattform und rufen und singen, und durch das Rollen der Räder und das Donnern des Zuges jauchzt „die Wacht am Rhein“. Es ist, als hätte ein Taumel der Begeisterung, eine glückliche, verzückte Trunkenheit der Liebe zu denen da unten alle erfaßt, und so geht es Wagen um Wagen, bis die letzten vorüberfliegen. Dem Schlachtenglück oder -unglück, dem Sieg oder dem Tod entgegen! Nur Gott kann es wissen!

Da bricht auch schon wieder der Sturm los. „Dragoner! Dragoner!“ — Die Jungen beugen sich weit über das Geländer hinaus.

Ja, es ist dieses Mal Reiterei: in Viehwagen; die Pferde strecken mit schnaufenden Nüstern und ängstlich großen Augen den Kopf vor; aber sie werden von den Soldaten zurückgeschoben, die jetzt an die Rampentür treten und denen oben auf der Brücke lachend und verzückt die Hände entgegenstrecken. Fürwahr, eine körperliche, begeisterte Rheinwacht!

Nicht lange dauert es, da dampft es schon wieder heran. „Artillerie!“ Die feldgrauen Gefährte mit den dunkel getönten Rohren auf den offenen Loren, sie entfachen von neuem den Begeisterungssturm und mehr noch als vorher.

~~~~~  
Plötzlich fliegt von der Brücke oben ein kleines Paketchen geschickt auf einen Geschützwagen hinab. Sind's Zigarren? Zigaretten? Schokolade? Gleichgültig was! Die Leute, die es gesehen, rufen lachend hinunter: „Munition, Munition!“ Und von unten winkt der Soldat, der das Päckchen aufgenommen, seinen Dank dem unbekanntem Geber zu. — — —

So ging es weiter, Stunde um Stunde, und immer noch rollten die Züge unter der menschengefüllten Brücke hinweg und wurden mit freudigen Rufem empfangen. Hubert drängte zwar die andern: „Wollen wir nicht gehen? Ich falle ja um vor Hunger! Direkt um vor Hunger!“

Ja, die Kameraden hatten auch für sich dasselbe Gefühl; nur noch einen Zug wollten sie abwarten. „Der da hinten kommt!“

„Die Franzer sind ja längst durch!“

„Ich glaube es auch!“ antwortete Raschke und ließ die Ohren etwas hängen. „Hoch! Hurra!“ und aus dem vorüberfahrenden Zug braust es herauf:

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!

Wir alle wollen Güter fein!“ — — — —

Um sechs Uhr etwa langten die Obertertianer zu Hause an. Raschkes Vater erklärte bitterböse: „Das ist unrecht von dir, Junge! Wir dachten nicht anders, als du wärest mit!“

Der Junge seufzte. Ach, mit! Nur bis zum Militärbahnhof und der Butligbrücke! Aber während er sein wieder warm gemachtes Mittagessen hin-

unterlöffelte, da gingen seine Blicke starr über den Tellerrand weg.

„Bist du denn schon satt?“ fragt die Mutter.

„Nein! Ich diene mal bei der Artillerie.“

„Nun,“ sagt der Vater spöttisch dagegen, „ich würde gleich sagen: bei den Gardékürassieren!“

„Nein, nein! Das waren die Dragoner! — Sicher, das waren die Dragoner! Die ersten!“

Der Vater gibt der Mutter lächelnd einen Wink, der bedeuten soll: „Frage nicht mehr! Der ist noch auf der Putzbrücke!“



„Jetzt kann man doch nicht Extemporale schreiben!“

Sonnenschuß nich noch mal! Nehring! Tür zu!“  
— Der alte, sonst so ruhige und behäbige Dörfert in der Obersekunda ruft es ganz wild zum Primus, dem Nehring, hinüber, der diese Tür der Vorschrift gemäß aufgemacht hat. — „Wollen doch alle die Chose noch mal durchlesen!“

„Freiwort, Dörfert!“ gibt Nehring als Antwort zurück. „Dich notiere ich!“

„Rutsch mir 'n Buckel lang!“ schreit Dörfert wütend. Er hat schon wieder das Buch vor der Nase und läuft so drüben in dem Gang am Fenster immer auf und ab. Wenn er das tut, mit seinem breiten, bald neunzehnjährigen Rücken, dann hat kein anderer mehr da Platz. —

Dazwischen kräht der lange Voigt hinein: „Heute sollen wieder Dragoner fortgehen. Um vier! Wer kommt mit?“



„Sch!“ — „Sch!“ — Ebeling aber, der auch noch lernen möchte, sieht nur flüchtig auf und knurrt dann: „Halt jetzt die Klappe! Nachher!“

Voigt indes befolgt diese klare Mahnung durchaus nicht. „Jetzt wird's wohl in Frankreich überhaupt flotter gehn und —“

„Halt die Klappe!“

„Will ich denn?“

„Ich will aber!“ — — —

Sa, jeder will eigentlich noch einmal schnell ein bißchen zum französischen Extemporale arbeiten und will es doch eigentlich auch wieder nicht; denn die Gedanken gehen immer von diesem dummen, französischen Text weg, hinaus aus den engen Schulräumen, hinüber zur Kaserne und sogar noch viel, viel weiter hinaus, hinaus nach Ost und West, wo Hunderttausende gerade dabei sind, ein großartiges Geschichtsextemporale zu schreiben, mit Pulver und Blei und mit Degen und Bajonett. Das wissen diese Obersekundaner; sie unterliegen diesem Zwange, auch ohne es zu wollen, und so fährt Dörfert auf einmal herum und schmeißt sein Buch auf die Tischplatte, daß es nur so knallt.

„Ach, ich denke mehr an den Krieg als an diesen Blödsinn!“ ruft er dabei ärgerlich aus. „Die ganze Schulbehörde kann sich begraben lassen!“

Da sehen die andern alle fragend auf. „Warum denn?“

„Weil sie mit dem ganzen Extemporalequaf



überhaupt nun endlich mal Schluß machen müßte. Jetzt im Kriege wäre die beste Gelegenheit!“

Voigt hat den Kameraden erst einen Augenblick angestarrt; dann klappt auch er das Buch zu und schlägt mit der Faust drauf. „Es mir jetzt auch ganz schnuppe, ob ich's verhaue oder nicht. Wir verdröseln die Franzosen und Russen auch ohne das dämliche Extemporale! Basta!“

„Na du?“ kommt's von drüben her. „Mit den Russen ist das so 'ne Sache!“

„Sache oder nicht!“ — Hier und da wird auch noch schnell ein Buch zugeklappt, und die Jungen rücken zusammen. — „Jetzt ist Hindenburg da hinausgekommen. Das soll ein tüchtiger Kerl sein!“

„Ach! Etwas ist da in Ostpreußen mulmig!“ —

Kein Mensch dachte mehr an das französische Extemporale, und doch wurde es in der nächsten Stunde schon geschrieben und von der Klasse ganz gründlich verhaue. —

Schon bei der Durchnahme am nächsten Tage merkten das die Herrn Obersekundaner, und manch Blick flog doch recht besorgt auf Dr. Fuchs hin, als der jetzt sein Notizbuch zur Hand nahm, um die Fehlerzahlen zu verlesen. Ab und zu hielt er inne und zuckte die Achseln, und bei Dörfert gab er noch dazu: „Sa, Dörfert! Ganz fürchterlich! Ohne Grund und Boden!“

Dörfert ist rot geworden bis über die Ohren.

Er ist natürlich sehr verlegen und zuckt mit den Achseln und bringt dann stoßweise hervor: „Ja, jetzt — kann ich — nicht Extemporale schreiben!“

Das war aber nun mal ein Wort! Ein wahres, ein mutiges Wort! Die andern haben es auch im Nu erfaßt. Sie richten sich auf und sehen den Lehrer mit großen Augen an, und, als wenn urplötzlich eine Offenbarung über alle gekommen wäre: hier und da sagt es einer nach, und auch schon nicht mehr einer, nein, alle und wirklich alle beteuern: „Da hat Dörfert recht! Jetzt im Kriege kann man nicht Extemporale schreiben!“ — Wie ein Sturm geht es durch die Klasse: „Jetzt kann man nicht Extemporale schreiben!“

Dr. Fuchs steht ruhig da und wartet, bis sich dieser Sturm gelegt hat. Dann sagt er lächelnd: „Nun, dann können wir also wohl das ganze Extemporale abschaffen!“

„Abschaffen?“ — Die meisten nicken kräftig dazu; einige aber lachen doch auch schon wieder. Sie merken, so weit und so schnell geht's nun doch nicht, und Dr. Fuchs zieht auch den irrenden Gedanken sofort die Grenze. „Na,“ meint er, „wenn uns mal der Krieg hier zu sehr packt, dann werde ich das Extemporale wenigstens etwas leichter machen!“

Da leuchtet es über Obelings Gesicht weg. Er ist der praktische und dabei lustige Utilitätsmensch. „Leichter machen?“ ruft er mit schnell vorweggenommenem Behagen. „Nu ja! Recht leicht!“

Dr. Fuchs muß darob lächeln. Schon aber fliegen die Hefte den einzelnen zu. — — — —

Dörfert hat auf seinem langen Gange durch die Schule schon öfter mit dem Extemporale zu trübe Erfahrungen gemacht und weiß, daß die Versetzung zu Michaelis dadurch vielleicht „recht mau“ werden kann. Er ist also auch in der nächsten Stunde noch nicht in der besten Stimmung, und da steht nun der Primus zum Überfluß noch auf und meldet dem Professor Sömmring, der seit Schulanfang an die Stelle des ehemaligen, eingezogenen Ordinarius getreten ist: der und der hat ein Fremdwort gebraucht und Dörfert zwei.

„Zwei?“ — Der Angeklagte schießt hoch. — „Zwei?“

„Ja!“ — Der Primus schießt auf seinen kleinen Notizblock hinunter. — „Chose und Extemporale!“

„Chose, ja!“ gibt Dörfert zu. — „Aber“ — sein Blick geht fragend und empört zugleich zu den Mitschülern herum und zum Ordinarius vor — „gilt denn Extemporale auch als Fremdwort?“

Bevor noch der Ordinarius selbst antworten kann, ist der Primus schon wieder auf dem Plan. „Ja, sicher! Ich habe bemerkt, der Herr Direktor sagt immer ‚Klassenarbeit‘ dafür!“

„Klassenarbeit?“ — Dörfert ist offenbar ungeschlüssig, ob er gegen die geheiligte Person des Direktors — und das nun vor einem Lehrer! — etwas sagen soll oder nicht. Er will sich aber seiner

~~~~~  
Haut wehren, und so hat er den Mut zu erwidern:
„Na, wie soll man denn aber nun Extemporale von
Diktat unterscheiden können? Das ist doch auch eine
Klassenarbeit!“

Die andern haben aufgehört. Sie sind alle
Dörferts Meinung und machen auch gern gegen die
ewige Fremdwortsuche und die hochentwickelte Spitz-
findigkeit des Primus Front. Der jedoch setzt ruhig
dagegen: „Diktat ist auch ein Fremdwort! Der Herr
Direktor sagt: ‚Niederschrift!‘ Ich notiere mir das
immer gleich!“

Da richtet sich Dörfert auf, und seine Augen
sprühen. „Notieren? Ist ja auch ein Fremdwort!
Das hat Mehring heute übrigens schon ein paarmal
gebraucht!“ — Auch die andern haben das erfaßt und
nicken schadenfroh und lachen schließlich den Mehring
aus. — „Ist der doch auch mal reingefallen und
muß blechen!“

Der Ordinarius hat sich die Sache bisher ruhig
mit angehört; aber seine Stirne hat sich gerunzelt.
„Wissen Sie was,“ herrscht er jetzt auf einmal die
ganze Gesellschaft an, „diese Jagd auf Fremdwörter,
die scheint mir von keinem Nutzen! Die ganze
Mathematik“ — er ist nämlich Mathematiker —
„müßte man ja dann umtaufen, und ich habe keine
Luft, meine kostbare Zeit durch diese ewige Quengelei
zu verlieren. Es ist ja ganz nett, daß Sie auch so
fürs Rote Kreuz noch was zusammenbringen wollen,
aber bessere Deutsche werden wir dadurch nicht, daß

~~~~~  
wir nun mit einem Schläge wahllos alle Fremd-  
wörter ausmerzen!“ — Der alte Herr Professor ist  
dabei ganz rot geworden im Gesicht. Er hat sich  
schon die zwei Wochen, die er nun Ordinarius dieser  
Obersekunda spielen muß, innerlich über diese Fremd-  
wortstecherei geärgert. — „Ich sage: wir wollen alle  
ehrlieh die unnützen Fremdwörter vermeiden. Aber  
hören will ich nun nichts mehr davon! So was  
macht sich im Laufe der Zeit ganz alleine. Und  
wenn Sie sonst fürs Rote Kreuz sammeln wollen,  
so bin ich auch dabei und zahle gern! So! Nun  
wollen wir arbeiten! Ich wollte eigentlich die Klasse  
heute mit einem kleinen Extemporale überraschen;  
aber nun ist's mir doch wieder zu spät geworden!“  
— Die Nasenflügel des Alten zittern; sein Blick geht  
mißmutig über die Klasse weg. —

„Ach, Herr Professor,“ sagt da Dörfert, der  
gerade vorn auf der ersten Bank sitzt und auf einmal  
sein Herz für den Alten entdeckt hat, weil der so  
gegen die Fremdwortgeschichte losgezogen ist, „ach,  
Herr Professor, lieber eine Hausarbeit! Klassenarbeit  
oder Extemporale, ich weiß nicht, wie ich nun sagen  
soll, aber das kann man doch jetzt nicht schreiben!“

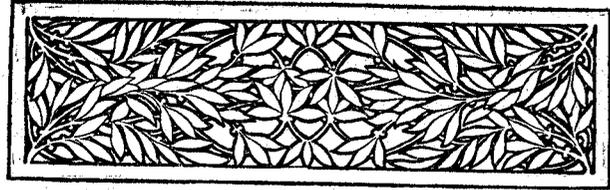
„Warum denn nicht?“ fragt der Alte und sieht  
den Dörfert mit hochgezogenen Brauen an.

„Nein!“ — Die Obersekundaner schütteln mit  
dem Kopfe. — „Wir haben eben ein französisches  
Extemporale zurückgekriegt. Na! Das war auch  
danach! Setzt im Kriege!“



„So—o—o?“ sagt Professor Sömmring. Un-  
genehm klingt ihm dies Geständnis offenbar nicht;  
denn es ist doch nun einmal jetzt seine Klasse.

„Ja,“ bekräftigt aber Dörfert, und seine Ruhe  
und sein Alter geben seinen Worten ein ziemliches  
Gewicht, „ja, jetzt kann man doch nicht Extemporale  
schreiben!“



### Tannenberg.

**D**oktor Fuchs hat sich nach der zweiten Stunde  
in der Prima erhoben. „Bitte, auf den Hof!“

Die Primaner stehen auf. Hier vorne einer,  
der Domnick, tut es mit einem Ruck; das Frühstück  
hat er schon in der Hand und jetzt auch die Tür-  
klinke. Krüger dagegen dort hinten bleibt noch  
zögernd sitzen. Er hat scheinbar nicht übel Lust,  
sich erst einmal so ganz eckig und ganz ungeniert  
auszurekeln, und jetzt sagt er zu seinem Nachbar, dem  
langen Kother, hin: „Ach Gott nee! Du ooch noch  
uffstehen! Ekelbar!“

„Ach so!“ gibt Kother trocken zurück. „Du  
möchtest gleich die Pause durch und in die nächste  
Stunde hineinschlafen! Nicht wahr?“

„Am liebsten ja!“ antwortet Krüger dickflüssig;  
aber er schiebt sich doch endlich, wenn auch schmer-  
fällig und hübsch langsam, durch den Gang zum  
Kathedr vor. Da kann er wieder einen Augen-

blick stehenbleiben und bösen; denn hier haben einige seiner Mitschüler Halt gemacht und fragen zu Dr. Fuchs hinauf: „Wie steht's denn im Osten, Herr Doktor?“

„Schlimm! Von Soldau bis Lyck alles Mord und Brand! Aber“ — zögernd kommt das heraus und doch auch zuversichtlich — „einmal wird doch die Russenflut zum Stehen kommen! — — — Na, ich muß zur Inspektion auf den Hof! Kommen Sie schnell nach!“ —

Mit großen Schritten, aber doch ziemlich lässig und latschig dabei zieht die kleine Schar der langen Primaner durch den Mittelsturz dem Hof zu. Der flotte Domnick ist gleichsam ihr Vortrab, Krüger ihre schleppende Nachhut. Jetzt sind sie auch unten; aber da tun natürlich die Herrn Primaner, als sähen sie die Kleinen vor sich gar nicht, und als könnten sie die tottreten und merkten immer noch nichts von ihrem Dasein. Und die Kleinen ihrerseits scheinen das ganz natürlich und in Ordnung zu finden: sie ziehen nur die Knie schnell ein und die Hacken hoch und trappeln mit einem scheuen Blick schräg aufwärts den lang ausschreitenden Großen aus dem Wege.

Da reckt der Helwig, das lange Gespenst, den Kopf hoch. „Dort hinten bei dem Barren steht Rosenberg. Mit 'ner Zeitung vorm Kopf!“

„Wollen mal hin!“ — Auch Rother sieht über alle andern weg. — „Hat den ganzen Obersekundaner-schwamm um sich rum! Da muß was los sein!“ —

In einer halben Minute ist man hinten am Barren.

„Gibt's was Neues, Rosenberg?“ fragt Helwig hastig.

„Neues? Ach, eigentlich nichts! In Goldap, Stallupönen, Gilgenburg, Allenstein, Insterburg, Gumbinnen, überall sind die Russen!“

„Du sage nur noch: in Königsberg!“ sprudelt Helwig unwillig heraus, und er haut nach der Zeitung hin, daß sie mitten durchreißt.

„Na, du!“ fährt Rosenberg auf. „Du — du — Grobian!“ und auch die andern Obersekundaner knurren so was von „unverschämt!“

Den Helwig kümmert das nicht und die andern Primaner noch weniger. Sie gehen mißmutig weiter, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Den Hof vor und wieder hinter und wieder vor, bis es läutet und die Schüler, groß und klein, sich durch die beiden breiten Portale links und rechts den Treppen und Fluren zuschieben oder zuschieben lassen. Die Kleinen erlaufen sich dabei wie gewöhnlich den Vorsprung.

Es scheint sonst alles hier im tiefsten Frieden zu leben; aber Aufregung, Sorge, Angst liegen doch in der Luft; denn jeder weiß es: die Russen stehen in Goldap und in Stallupönen und in Gilgenburg und sonstwo noch und haufen überall in dem unglücklichen Ostpreußen mit Mord und Brand. Was soll bloß daraus werden, wenn sie noch weiter ins Land hereinkommen! —

Jetzt sind die Jungen auch in den Klassen; die Primaner sogar sitzen schon auf ihren Plätzen, und nur Helwig streift noch unruhig zwischen den Bänken und der Fensterwand dahin und sieht gerade auf die Straße hinab. Nur er kann das — außer Rother etwa noch — tun; so hoch liegen die Fensterbretter über dem Fußboden, und so breit sind sie nach außen hin.

Da bleibt der lange Kerl mit einem Ruck und wie angewurzelt stehen. Er starrt zu den Gegenhäusern hinüber, horcht gespannt hinaus.

Von unten auf der Bank sieht Mathusius zu ihm auf. „Du Langbein! Was hast du denn? Du! Was hast du denn?“

Helwig antwortet nicht; er steht wie aus Erz gegossen da. Plötzlich aber greift er mit seinen Polypenarmen mächtig empor, reißt am Fensterriegel herum, will das Fenster öffnen. Alle andern hängen jetzt mit ihren Augen wie gebannt an der Hand, die soeben mit Riesenkraft den Riegel dreht. Ein Ruck, das Fenster geht auf. Ein neuer Griff! Auch das Außenfenster bewegt sich, und die ganze Klasse ist gleichsam wie in Bann geschlagen und hält unwillkürlich das Ohr zum jetzt geöffneten Fenster hin. „Horch mal!“ zittert eine Stimme leise durch die Klasse. „Läuten da die Glocken?“

Atemlos alles! Mit offenem Munde und starren Gesichtsmuskeln!

Doch nein! Es ist nichts! Gar nichts! Von drüben, von der Promenadenstraße her, tönt nur

laut und jetzt sogar überlaut das dumpfe Rollen und rasselnde Donnern der Elektrischen; ganz dicht an der Mauer des Schulhauses unten geht Weinen und Lachen und Kreischen von kleinen Kindern durcheinander.

„Ich höre nichts!“ sagt Mathusius, immer wieder zu schnell fertig mit dem Wort.

„Doch! Horch doch mal! Sieg!“

Alles ist wieder still. Totenstill. Alles lauscht. Alles will das Wort hören.

„Aber, Helwig! Sie haben ja schon wieder das Fenster aufgemacht!“ — Der Direktor ist zur Stunde in die Klasse getreten und läßt den Helwig hart an. — „Wie oft habe ich das nicht schon verboten! Deshalb habe ich ja gerade diese Klasse, die einzige, die nach der Straße hinausgeht, der Prima gegeben!“

„Ich glaubte, auf der Straße riefen sie einen Sieg aus.“

„Na, dann hören Sie es doch durch die Klappenfenster da oben auch!“

Diese großen, alten Primaner gucken jetzt alle nach den Klappenfenstern hinauf und tun, als entdeckten sie die zum ersten Male. Der Direktor aber hat den Horaz aufgeschlagen und fängt an zu dozieren. Er versteht es sonst wie kaum einer, mit seinem alten Horaz die Aufmerksamkeit der Primaner zu fangen und zu halten; heute aber sind seine Schüler nicht bei der Sache. Nicht mit einem Ohr

.....

nur, nein, mit allen beiden, nein, mit ihrem ganzen Menschen horchen sie hinaus auf die Straße.

Mathusius stößt soeben seinen Nachbar Mewes an. „Hörst du? Extrablatt!“

Mewes lauscht einen Augenblick noch gespannter auf jeden Laut hin und schüttelt dann kaum merklich mit dem Kopf.

Pause. „Doch!“ flüstert Mathusius.

„Was haben Sie denn nur wieder, Mathusi?“ fragt der Direktor. „Krüger, machen Sie doch mal die Fenster da oben auch zu!“

Krüger, der dem Fenster dort hinten zunächst sitzt, ist schwerfällig von Sitz und Bank losgekommen und hat eben den Arm zu dem eisernen Hebelzug erhoben, da brüllt es unten in der Straße auf: „Neuestes Extrablatt! Neuestes!“

Direktor und Schüler, alle sind wie elektrifiziert aufgefahren. Atemlos horchen sie hinaus. War das eine Täuschung oder —

„Neuestes Extrablatt! Großer Sieg bei Tannenberg!“

Alle Bande der Ordnung sind jetzt in der Prima hier gelöst. Über das Gesicht des Direktors geht es auf einmal wie freudiges Wetterleuchten weg. Die Schüler sehen sich an, lachen sich an, möchten es sich noch einmal zuzurufen, dieses Neueste, diese Worte, die ihnen soeben wie ein Donnerschlag ins Ohr gefallen sind.

.....

„Großer Sieg bei Tannenberg!“ brüllt die heisere Stimme unten weiter. „30000 Mann gefangen! — Das russische Heer in die Masurischen Seen getrieben!“

Da ist oben in der Prima kein Halten mehr. Der Direktor ist aufgesprungen. Da er nicht groß genug ist, um vom Fußboden aus auf die Straße hinuntersehen zu können, steigt er ohne weiteres Besinnen auf die Bank vorn. Der Primus springt dienstfertig zur Seite; er wundert sich gar nicht einmal, daß der Direktor etwas tut, was er selber immer so streng verboten hat.

Auch die Jungen sind zu den Fenstern hingestürzt; sie springen auf die Bänke und sind beinahe noch vor dem Direktor oben. Sie sehen jetzt alle, Direktor und Schüler, auf die Straße hinab, wo die Leute hin- und herlaufen und sich die Extrablätter aus der Hand reißen und schreien und jubeln. Das Mittelfenster des gegenüberliegenden Hauses fliegt auf: die deutsche Fahne wird herausgesteckt und abgewickelt, und das Fahnentuch bläht sich mächtig im Winde, als wollte es teilnehmen an der allgemeinen Freude und am Siegestaumel.

„Tannenberg! Großer Sieg bei Tannenberg!“

„Es klopft!“

Die Schüler fahren herum, und hastig steigt der Direktor von der Bank herunter; Helwig aber ist schon zur Tür hingesprungen und öffnet sie. Draußen steht der Hauswart mit einem zusammen-

gefalteten, gelblichen Zettel in der Hand und strahlend und freudig mittheilend, als müßte er pläzen, wenn er nicht auch so eine Art Extrablatt in die Welt hinaus-schreien könnte. Und doch geht das nicht; der alte Soldat hat sich vor seinem Vorgesetzten durchaus und ganz in der Gewalt. „Herr Direktor! Ein Schutzmann hat das soeben gebracht!“ Er lächelt dann wieder ingrimmig, doch kaum merklich vor sich hin und steht stramm da und eines Befehles gewärtig.

Mit zitternden Händen hat der Direktor den Zettel auseinandergefaltet und überflogen. „Also doch! Ein großer Sieg!“ ruft er zu den Schülern hin freudig aus. „Ein großer Sieg! Halten Sie sich einen Augenblick ruhig!“ und zum Hauswart: „Kommen Sie, bitte, mit!“

Hinaus sind die beiden. Die Thür ist hinter ihnen ins Schloß gefallen. In der Prima aber, da drinnen, da ist's auf einmal fürchterlich! Durch die Gänge, über die Bänke, über das Katheder hin geht's. Helwig merkt auf einmal, daß er in seinem rasenden Freudenanfall den Primus beim Wickel hat, und er versucht, ohne jede Einladung mit ihm einen ganz wilden Indianertanz aufzuführen, wobei der Primus immer schreit: „Mensch, bist du verrückt? Bist du verrückt?“ Da wird er von seinem tanzwütigen Partner gegen die Bank geschleudert, daß die Tinte aus dem Tintenfaß hochspritzt und große Flecke auf der Tischplatte aufleuchten.

Domnick steht staunend und grinsend dabei. Jetzt bückt er sich, stützt die Hände auf die Knie, starrt mit harlekinmäßig und doch freudig verzerrtem Gesicht die Dinger an und ruft dabei immer: „Die Masurischen Seen! Guckt doch mal! Die Masurischen Seen!“

Das reinste alberne Kind vor purer, eitler Freude! Und das sind sie alle!

Die andern nämlich, die treiben's nicht viel besser. Mathusius bläst vor sich hin: „Extrablatt! Neuestes Extrablatt!“ Mewes sucht im Spind krampfhaft nach einem Atlas und brüllt dabei unentwegt: „Tannenberg! Tannenberg!“ Alle andern fahren hierhin und dorthin, und sogar Krüger, der steife Bock, läuft wie eine Biene durch die Klasse, ohne freilich zu wissen, wohin.

Da — Kother, der noch der besonnenste und der versonnenste von allen geblieben ist, steht an der Thür und horcht nach dem Flur hinaus. Auch da draußen geht das Rumoren an. Er faßt nach der Türklinke, drückt sie leise nieder und öffnet eine Handbreit. Die andern aber stoßen ihm schon die Thür aus der Hand, daß sie sperrangelweit auffliegt.

Durch den großen Bogenauschnitt gerade gegenüber der Klassentür blicken die Primaner jetzt neugierig hinaus auf den etwas tiefer gelegenen Tertianerflur. Auch da tut sich soeben eitel Bewegung und jubelnde, lärmende Freude auf. Die Türen sind aufgesprungen, und die Jungen stürzen heraus

und treten an, um sich von den Lehrern zur Aula hinaufführen zu lassen. Aus der räumlich nächsten Klasse, der höchsten Obertertia, dringt es heraus, laut, wild, unhändig: „Siegesfrei! Aula! Siegesfrei!“

Als wenn der Gedanke noch keinem sonst aus der Gesellschaft da in der Prima gekommen wäre, dreht sich Helwig mit einem Ruck um, breitet seine mächtigen Arme gen Himmel und brüllt zur Decke hinauf: „Frei! Siegesfrei! Siegesfrei! Aula!“

Unten aber, auf den andern Fluren und im ganzen Schulgebäude sonst quillt und sprudelt währenddessen der Lärm immer lauter auf und wird zum Getöse. Gerade jetzt geraten die wilden Tertianer ganz aus dem Häuschen und scheinen eben zum Indianergeheul erfolgreich übergehen zu wollen, als der Direktor selber zur ersten Klasse hinstürzt. Man hört bis zur Prima herauf seine Stimme donnern. Man hört das hart abgerissene Wort: „. . . unwürdig!“ Sein ehrlicher Zorn über diese wilde, tobende Freude kühlt die heißen Köpfe etwas ab, überall, unten in der Tertia wie oben in der Prima. —

Schon trappeln die kleinen Füße der Vorschüler vom Unterflur die breite Steintreppe freudig herauf; die letzten Tertien dort hinten haben sich inzwischen auch unter dem kräftigen Zuruf ihrer Lehrer geordnet und können es scheinbar kaum erwarten, zur Aula zu kommen. Sie sehen aus wie Regi-

menter, die das Zeichen zum Sturm ungeduldig erwarten und im nächsten Augenblick zu diesem Sturm ansetzen.

Die Vorschüler ziehen eiligst an der Prima vorbei; auch die Tertien trappeln und trampeln vorbei; dann stockt der Marsch auf einmal. Drüben, von links her, müssen erst die Sexten, Quinten und Quartan eingeschoben werden. Endlich aber ziehen, nein, rasen die letzten Tertianer um den mächtigen Eckpfeiler am Ende des Primanerflures herum; die Sekunden schließen sich an; jetzt die Prima. Alles muß den gleichen Weg hinauf, der Aula zu, und die Flure, die soeben noch widerhallten von frischem Leben und tobender Siegesfreude, die liegen jetzt still und wie ausgestorben. Dafür aber tönt bald von oben her wie aus himmlischen Höhen das Niederländische Dankgebet:

„Wir treten zum Beten vor Gott, den Gerechten,  
Er waltet und haltet ein strenges Gericht,  
Er läßt von den Schlechten  
Die Guten nicht knechten,  
Sein Name sei gelobt, er vergift unser nicht!“

„Im Streite zur Seite ist Gott uns gestanden,  
Er wollte, es sollte das Recht siegreich sein;  
Da ward, kaum begonnen,  
Die Schlacht schon gewonnen;  
Du, Gott, warst ja mit uns, der Sieg, er war Dein!“

Der alte Hauswart tritt soeben vor die Prima hin, um die Tür zu schließen. Offene Türen kann

er nicht sehen, und so was vergessen die Jungen, die kleinsten und die größten, immer wieder. „So laut,“ sagt der alte Mann dabei sinnend und freudig, „so laut haben sie ja noch nie mitgesungen! Jetzt die dritte Strophe!“ — Er steht still, und, seiner eigenen beiden Jungen gedenkend, die auch mit gegen die Feinde gezogen sind, spricht er zitternd und langsam und aus tiefstem Herzen mit, was die Hunderte über ihm mit inniger Inbrunst und zum Klange der Orgel singen:  
„Wir loben dich oben, du Lenker der Schlachten,  
Und flehen: Mögst stehen uns fernerhin bei,  
Daß deine Gemeinde,  
Nicht Opfer der Feinde!  
Dein Name sei gelobt! O Herr, mach uns frei!“

Dann tritt Ruhe ein, und der Alte schreitet langsam den Tertianerflur hinunter. „Die Bande,“ sagt er, und sein Daumen zeigt dabei über die Schulter nach links, nach den Tertien, hin, „die Bande! Die will doch nur raus und Rabau machen! Die kenne ich doch!“ —

Währenddessen aber lauscht oben in der weiten Aula auch „die Bande aus der Tertia“ den Worten des Direktors. Da auch er noch nichts Genaueres von den jüngsten Begebenheiten wissen kann, so gibt er zunächst nur den Bericht des schnell beschafften Extrablattes. Danach seien 30 000 Russen gefangen, viele andere Tausende ihrer Marewarmee in die Masurischen Sümpfe getrieben; nur wenige seien entkommen. Hunderte von Kanonen und

Maschinengewehren hätten Hindenburgs Soldaten erbeutet, und noch lasse sich der ganze Erfolg dieses Russenfanges nicht übersehen.

Das der kurze Bericht! Doch von höherer Warte aus beleuchtet dann der Direktor der aufhorchenden Schülerschar die Bedeutung, die gerade dieser Sieg gewinnen könne. „Manche Sorge wird nun schwinden!“ so schließt er. „Die Russenflut wird stehen, und es läßt sich wohl nun auch sicher hoffen, daß unser armes und so schwer geprüftes Ostpreußen frei werden wird. Lasset uns unsern wackern Truppen und ihrem Führer, dem Generalobersten Hindenburg, danken, und lasset uns vor allem Gott danken, dem Herrn der Heerscharen!“

Da setzt die Orgel brausend ein:

„Nun danket alle Gott  
Mit Herzen, Mund und Händen!“

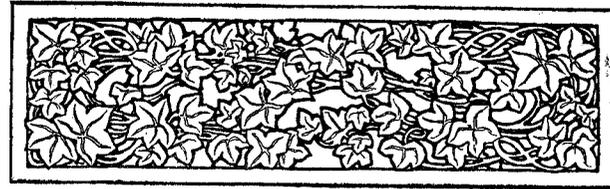
Zu diesem Dankgebet haben sich preussische und deutsche Herzen immer wieder zurückgefunden und freudig bekannt. —

Doch jetzt? Jetzt können die Jungen — der Hauswart hat vielleicht doch recht! — das Ende der kleinen Feier kaum erwarten. Nur noch mit halbem Ohr hören sie hin und erwarten ungeduldig das erlösende Wort des Direktors: „Ihr nehmt jetzt eure Mappen. Der weitere Unterricht fällt heute zur Feier dieses großen Sieges aus! Ich bitte aber, daß ihr die Anstalt ohne Lärm verläßt!“

.....  
Sawohl, ohne Lärm! Schon stehen die Pri-  
maner, die da hinten der Tür zunächst gesessen  
haben, auf dem halben Flur draußen, und schon  
drängen auch alle andern Klassen nach. Noch ein-  
mal fällt in die würgende Jungenschar der mah-  
nende Ruf „Ruhe!“ Keiner hört ihn; jeder will  
nur hinaus aus der Aula und ist jetzt auch draußen.

Man stürzt und rennt durch die Flure dahin,  
an die heute jemand, genau wie vor den großen  
Ferien immer, ein Stück angefetzt haben muß; so lang  
scheinen sie. Die Türen werden überall aufgerissen,  
die Mappen angerappt, und alle stürmen hinaus  
und die Treppen hinunter.

„Hurra, Hindenburg! Siegesfrei! Siegesfrei!“



### Er will mit.

Es war am Sonntag, den 2. August 1914, ge-  
wesen. —

Gerade wie Rother, der große, breitschultrige  
Rother aus der Unterprima, in die Goethestraße  
einbiegt, läuft er den elf Abiturienten in den Weg.

„Wohin wollt ihr denn alle?“ ruft er ihnen  
schon von weitem zu.

„Krieg! Krieg!“ schallt es ihm begeistert und  
wie aus einem Munde entgegen. „Zum Direktor!  
Fragen, wie's mit dem Notexamen steht!“

Da geht dem Rother eine Blutwelle über das  
Gesicht. „Ach ja, Notexamen!“ sagt er leise und  
wie verzagt. Dann aber holt er tief Atem und  
stößt laut heraus: „Ich kann's ja noch nicht machen!  
Aber — ich kann — doch vielleicht mit!“

Die andern hören wohl auf diese Worte hin;  
aber unruhig und halb fiebernd vor innerer Auf-  
regung gehn sie dabei eilig weiter. Sie haben keine

Zeit; jeder Augenblick scheint ihnen verloren. Rother wird von dieser Ungeduld angesteckt und gepackt und läuft mit den Kameraden der Schule zu.

„Aber,“ meint Brandt jetzt, „da du noch nicht das Examen machen kannst, Rother, so hättest du ja doch gar nichts davon, wenn du jetzt gleich eintrittst! Im Gegenteil!“

„Weiß ich,“ gibt Rother das unwirsch zu; „aber Lome aus meiner Abteilung geht doch auch mit und Gardentun auch. Wenigstens haben sie mir das gestern abend noch gesagt. Aber —“ — Er hat plötzlich den Kopf sinken lassen und schweigt.

„Na aber —?“

„Aber sie haben die Erlaubnis ihres Vaters, und“ — ganz kleinlaut — „die habe ich nicht!“

Da will Korbach mit einem Ruck stehenbleiben, während die andern ihn doch auch schon wieder mit sich fortziehen. „Na,“ wirft er also im Gehen und klardenkend genug hin, „dann ist die Sache für dich doch schon erledigt.“

Menzel, der Primus omnium, ist jedoch noch nicht sicher. „Möglicherweise kriegst du gleich das Zeugnis für die Oberprima. Komm jedenfalls mal mit und frage den Direktor!“ —

Rother nickt. Er, der lange Kerl, muß jetzt sogar tüchtig ausschreiten; denn die andern haben sich nun schon beinahe in Trab gesetzt. „Wenn ich's mir recht überlege, so muß ich doch auch mit!“ redet er gleichsam zu sich selbst. Und nun zu den

andern: „Ich bin über 18 Jahr alt und größer und stärker als ihr alle. Nein, ich muß mit. Ich muß mit. Der ganze Quark hier in der Penne würde mich anekeln, wenn ihr draußen — nein, ich muß mit! Ich will mit!“ — — —

Der Direktor hatte noch keine Verfügung über das Notexamen. Auch Rother sollte noch einmal mit anfragen. — — —

Rother hatte sich indessen während der ganzen Woche — es war die letzte Ferienwoche, die Woche der Notprüfungen — nicht wieder beim Direktor gezeigt. Da aber ja doch schon zwei seiner Klassenkameraden, ohne nach irgendwelchen Berechtigungen zu fragen, ins Heer eingetreten waren, und da sich auch seine Worte zu den Abiturienten herumgesprochen hatten, so hieß es allgemein, wenn sich zwei aus der Prima bis zu Schulanfang hin trafen: „Rother? Ach, der ist auch eingetreten! Als Kriegsfreiwilliger!“

Groß war also das Erstaunen und natürlich auch das Hallo, als Rother am 11. August pünktlich zum Schulanfang in seiner Klasse erschien.

Der baumlange, starke Kerl stand ganz verwirrt und verlegen da: er wußte, weshalb ihn alle so angröhlten. Er zuckte ratlos mit den Schultern und brachte nur mühsam hervor: „Mein Vater gestattet es eben nicht!“

„Na, aber,“ wurde ihm da sogleich entgegengehalten, „wenn du doch nun eintreten willst!“

Krother hatte sich hingesezt und sank in sich zusammen, und, während seine innere Erregung auf den Augenlidern zuckte, stieß er wieder kurz abgebrochen heraus: „Kein Regiment stellt mich ohne den Erlaubnischein meines Vaters ein!“

„Hast du es denn schon versucht?“

Der Riese fuhr ärgerlich auf. „Versucht? Du solltest mal meinen Alten sehen!“ — Er hatte jetzt die Hände in den Hosentaschen, streckte die Beine lang aus, tat, als wenn er sich eins pfeifen wollte, und mußte doch gegen die aufquellenden Tränen kämpfen. Er war mit sich und mit der Welt zerfallen.

„So unrecht hat dein Vater übrigens nicht!“ redete Schaefer altklug auf ihn ein. „Ich meine, das Abiturientenzeugnis haben und nichthaben! Hm! Schiedunter!“

„Mußt allerdings noch ein Jahr mindestens warten!“ kam ein anderer schnell dazu. „Nun ist's ja auch vom Ministerium raus: man muß eben in der Oberprima sein, wenn man überhaupt Vergünstigungen haben will!“

Da sprang Krother wieder ganz ungebärdig auf. „Ein Jahr! Ein Jahr! Da ist der ganze Krieg schon zu Ende! Und wenn ich jetzt über die Straße gehe, dann sehen mich alle Leute an und zeigen auf mich und sagen: ‚Ein so großer, starker, baumlanger Kerl, der ist noch hier? Der tut nicht seine Pflicht!‘“

Die andern lachten alle laut los. „Na, wer hat denn das zum Beispiel schon gesagt? Hast du denn wirklich schon so was gehört?“

„Gehört nicht!“ stieß Krother zwischen den Zähnen durch. „Aber so denken doch die Leute!“

Schaefer war natürlich wieder neunmal klug. „Dann laß sie doch denken, was sie wollen!“ rief er aus. „Wenn dein Vater doch den Erlaubnischein nicht hergibt, dann bist du doch auch entschuldigt!“

Wieder ganz fuchsteufelswild wurde da Krother. „Das kann mir aber doch keiner an der Nasenspiße ansehen! Wir in unserem Alter gehören doch alle an die Front!“

„Hm! Dann laß dir doch von deinem Vater den Erlaubnischein geben!“ —

Ja, das war es ja eben! Zusammen knickte Krother wieder bei diesen Worten. Dann jedoch fuhr er mit seinen großen, breiten Schultern von neuem wie wild herum; aber er sagte keinen Ton mehr. Es läutete auch gerade, und er wandte sich mißmutig und innerlich ganz elend zu seinem Platz hin. — — —

Krother blieb also; aber er maulte und blies Trübsal. „Ich kann gar keinen Soldaten mehr sehn!“ sagte er einmal. „Ich möchte dann immer heulen!“ Er arbeitete auch nicht mehr oder doch nur unwillig und nur halb, so daß ihm der Direktor in der lateinischen Stunde eines Tages sagte: „Na,

.....  
Rother, was nicht geht, das geht eben nicht. Kopf hoch! Sie kommen auch noch hinaus!"

„Aber zu spät!“ — Es zuckte um Rother's Mund wie von verhaltenem Schluchzen.

„Nun,“ fuhr der Direktor fort, „ich kann nicht wissen, ob's für Sie einmal zu spät sein wird; aber eins weiß ich: was den Preussischen Staat groß gemacht hat, das waren immer Treue und Gehorsam, und nur dadurch konnten wir vor drei Tagen Tannenberg feiern, daß viele Tausende nicht bloß getreu waren bis in den Tod, sondern vor allen Dingen auch dem Willen eines einzigen gehorchten! Ja, eben gehorchten! Aber sehen Sie, Rother, am Gehorsam, daran lassen Sie es jetzt fehlen!“

Bei diesen letzten Worten blickte der junge Mensch wie erschrocken auf, und blutrot wurde er über das ganze Gesicht weg. Das hatte gepackt. Von Stund an war er zwar nicht freundlicher, aber doch anders, und er wurde es immer mehr. Vor allen Dingen machte er sich auch wieder an die Arbeit, so daß er bald wieder zu den besseren Schülern gehörte. Wenn er mit dem Wohltun und den Sammlungen und mit allem, was die andern taten, sich nicht befassen zu wollen schien, nun, so ließ man ihn ruhig gewähren. Dafür war er dann auch gleichsam innerlich dankbar und hatte sich nicht mehr so ungebärdig. Die Worte Tannenberg und Gehorsam, die hatten den unerwarteten Wandel in ihm vollbracht. — — — — —

~~~~~  
So gingen Monate dahin. — Da stand eines Abends gegen Mitte November Dr. Fuchs draußen an der Rampe des Güterbahnhofes von Lichterfelde West, um seinen Neffen zu erwarten, der mit einem Verwundetentransport ankommen sollte. Es war kühl und regnerisch. Das Lampenlicht flackerte in der scharfen Zugluft, die vom Grunewald herüberstrich, unruhig hin und her. Endlich lief der Zug langsam mit seiner Schmerzenslast ein. Die wenigen Leute, die dastanden und warteten, mußten noch etwas weiter zurücktreten, und eben wurde der erste der Verwundeten auf einer Tragbahre herausgehoben und sanft zu einem bereitgehaltenen Möbelwagen hingetragen. Jetzt der zweite Verwundete und noch einer. Andere, leichter Verwundete folgten vorsichtig und humpelten daher, von den begleitenden Sanitätären gestützt.

Dr. Fuchs hatte aufmerksam ausgeschaut. Jetzt! Ist er das nicht? Eben wurde da ein Verwundeter drüben über das Trittbrett heruntergehoben und auf die Beine gestellt. Er hatte nur den Kopf und den rechten Arm eingebunden, und man hatte wohl angenommen, daß er allein bis zum Wagen oder sogar bis zur Elektrischen hinübergehen könnte, wie andere Verwundete auch. Ein baumlanger Mensch, der die weiße Binde mit dem roten Kreuz um den rechten Arm trug, stand neben dem Armen und wollte ihn stützen. Aber es ging doch wohl nicht. Der Verwundete war offenbar noch zu schwach.

Hilflos stand er da und sah mühsam wegen seines festen Bandagenpanzers zu seinem Begleiter auf. Was sollte geschehen? Die Blicke der Zuschauer hatten sich jetzt auf das Paar gerichtet. Da schlang der junge Mann mit der Roten Kreuzbinde sanft seine Arme um den Verwundeten, hob ihn kräftig hoch und trug ihn wie ein Kind auf den Wagen zu.

„Donner ja!“ sagte jemand neben Dr. Fuchs. „Hat der Mensch da, der Sanitäter, eine Kraft!“

Alle betrachteten gerührt das prächtige Bild barmherziger und hilfreicher Nächstenliebe.

„Das ist ja nicht mal ein Sanitäter!“ sagte jemand plötzlich; denn für Äußerlichkeiten hat einer oder der andere immer noch trotz innerer Anteilnahme Augen oder Ohren frei. „Der hat ja nur die Rote Kreuzbinde um.“

Dr. Fuchs hatte zunächst nur nach dem Verwundeten gesehen. Ja, das war sein Neffe. Soeben wurde der von seinem Christophorus vorsichtig auf den hinteren Rand des Möbelwagens gesetzt, und schon war der junge Riese wieder fort und brachte bald auf dieselbe Weise einen andern Verwundeten an. Wie gesagt: wie ein Kind auf den halb ausgestreckten Armen. Und schließlich noch einen. Er hatte gemerkt, daß alles so viel schneller ging.

Da fiel Dr. Fuchs' Blick auf den jungen Mann und — „Rother!“ ent schlüpfte es ihm. Ja wahrhaftig, das war Rother! Sein Rother, der Rother aus der Unterprima! Der wandte sich soeben um,

und jetzt wurde er auch seines Lehrers vom Vormittag gewahr. Er konnte nun auch nicht anders: er mußte zu Dr. Fuchs hintreten und ihn begrüßen; aber sein Gesichtsausdruck, der doch bisher unter dem trüben, flackernden Licht so freudig und sonnenhell erschienen war, der verschwand auf einmal. Wie ausgelöscht. Es war ihm offenbar sehr peinlich, daß ihn da jemand aus dem Publikum erkannt und angesprochen hatte. Dr. Fuchs aber schien das nicht zu merken, sondern fragte freudig erregt: „Wie geraten Sie denn hierher, Rother?“

Mit kaum verhehltem Mißmut kam's da aus Rothers Munde: „Ich helfe hier manchmal!“

„Das ist sehr recht und sehr nett von Ihnen, Rother, und ich danke Ihnen auch persönlich recht herzlich. Der erste nämlich, den Sie da herübergetragen haben, das ist mein Neffe! Herzlichen Dank noch einmal!“

„Bitte sehr!“ antwortete Rother; aber das klang schleppend und ablehnend dabei. Und nun hastig: „Ich werde es ihm mal sagen, daß Sie hier sind!“

Es war dem jungen Menschen offenbar recht angenehm, auf so gute Weise von Dr. Fuchs schnell wieder loszukommen. Mit seinen Riesenschritten trat er zu dem Möbelwagen zurück und sprach mit dem Verwundeten, der sich denn auch mit einem Male aufrichtete, und mit dem einen Auge, das ihm freigeblieben war, nach seinem Onkel, dem winkenden Dr. Fuchs, hinsah. Während der aber so mit Auge und Ohr gleich-

.....

sam ganz beschäftigt war, da war Rother auf einmal verschwunden. Dr. Fuchs versuchte gleich darauf, ihn wieder zu erspähen: nirgends war er mehr zu sehen. Auch nachher nicht, als sich der Möbelwagen mit den Schwerverwundeten in Bewegung setzte und Dr. Fuchs einige Worte mit seinem Neffen sprechen konnte, auch dann war kein Rother mehr da. —

Nachdenklich pilgerte Dr. Fuchs seinem Heim zu. Der Rother! Wie er nur dazu gekommen war, da draußen zu helfen und überhaupt helfen zu dürfen, wo doch ein Fremder sonst da nicht Zutritt hatte. Und unangenehm war es ihm offenbar gewesen, daß er bei seinem Liebeswerk gesehen worden war. Beleidigt tat er ordentlich und mufflig dabei. Genau wie in der Klasse! Doch — nein, jetzt hatte Dr. Fuchs des Rätsels Lösung: Rother tat, da er nicht mit ins Feld durfte, so viel er konnte, auch hier in der Heimat fürs Vaterland; aber er war zu eigenwillig oder zu eigensinnig und vielleicht auch zu stolz, um das öffentlich zu zeigen; ja, er kroch geradezu in sich zusammen, wenn man ihn loben wollte; er versteckte sich und half lieber nicht mehr, wenn das ihm die Billigung der andern einbrachte.

Ja, ja! So war es mit dem Rother! Dr. Fuchs kannte ihn von der Untertertia an und hatte ihn doch nicht recht gekannt. „Gut ab vor Rother!“ sagte er unwillkürlich und halblaut vor sich und griff auch, da er so in Gedanken war, wirklich nach dem Gut.

.....

„Dann werde ich mir auch morgen nichts merken lassen!“ dachte er weiter. „Ich tue, als hätte ich das von heute ganz vergessen!“ — — —

Als am andern Morgen Dr. Fuchs in die Prima trat und die Klasse bei seinem Eintritt sich erhob, streifte sein Blick auch schnell über Rother hin. Der sah wie etwas verlegen auf sein Buch nieder, und erst nach und nach in der Stunde blickte er wieder offener zu dem Lehrer auf, der ihn seinerseits ganz unbefangen ansah. Auch am Ende der Stunde sagte keiner von beiden ein Wort; ruhig ging Rother am Katheder vorbei, auf dem Dr. Fuchs eben das Pensum einschrieb. Aber lächeln mußte nachher der Lehrer doch über dieses Spiel und über den Jungen und über sich selber: hatte er den Rother, diesen jungen Menschen mit der rauhen Außenseite und dem goldenen Herzen, richtig taxiert? Jetzt verstand er auch, was der arme Junge gelitten haben mochte, als er die alten Schulkameraden in den Kampf hatte hinausziehen sehen fürs Vaterland und nicht mitdurfte. — — —

Am nächsten Nachmittag besuchte Dr. Fuchs seinen Neffen, der nach der Ankunft des letzten Transportes nun mit einigen hundertundvierzig andern im Kreiskrankenhause in Lichterfelde untergebracht war. Gut alles dort! „Ihr Verwandter,“ sagte die Schwester, „hat's übrigens glücklich getroffen, daß er gerade in diesen Saal gekommen ist. Hier nämlich spielt Sonntags immer ein junger Mann den Ber-

wundeten etwas vor. Nach dem Gottesdienst; denn zu unserm lieben Anstaltspfarrer nach der Kapelle hinüber wollen natürlich alle auch erst!"

"Wie heißt denn der junge Mann?" fragte Dr. Fuchs; es war ihm durch den Kopf geschossen, das müßte Rother sein.

"Ja, seinen Namen sagt er uns nicht! Wir nennen unsern Künstler immer nur 'den jungen Riesen'."

Dr. Fuchs mußte lächeln. Das sah dem Rother ähnlich, und sicher war er das auch wieder. —

Bei seinem Besuch am Montag hörte Dr. Fuchs, daß „der junge Riese“ gestern, also am Sonntag, zum Erstaunen und Bedauern der Schwestern und Verwundeten mit seiner Geige nicht dagewesen wäre. Nein, aber so was! Dr. Fuchs saß traurig neben seinem Neffen. Er hatte auf einmal die Empfindung: daran war er selber schuld, ohne es doch zu wollen. Rother, in seiner Scheu, andere wissen zu lassen, daß auch er sich auf seine Weise betätigte, war sicherlich nun einfach weggeblieben. Bloß um nicht zu zeigen, was er alles tat. —

Am nächsten Tage, als die Primaner aus der Klasse gingen, hielt Dr. Fuchs den Rother leise am Armel zurück. Er wollte auf den Busch klopfen und sehen, ob seine Vermutung zuträfe. „Sie haben ja gestern den armen Kerls da draußen nichts vorgespielt," sagte er also lächelnd, „und die hatten Sie so sehnsüchtig erwartet!"

Rother blickte verlegen vor sich nieder: er war

also doch der „junge Riese“ gewesen, und Dr. Fuchs fuhr fort: „Sehen Sie, Rother, ich will ja von nichts wissen; aber gehen Sie nur wieder hinaus!" —

Eine edle Schamröte stieg dem jungen Mann ins Gesicht, und schlicht antwortete er: „Ja, ich werde gleich nachher telephonisch bei der Schwester anfragen, ob ich dafür heute von 6—7 kommen kann."

"Aber," erwiderte Dr. Fuchs zögernd, „ich habe eben im Klassenbuch gesehen: Sie haben ja zu morgen den deutschen Aufsatz auf."

"Ach, ich kann nachher mal ein paar Stündchen länger arbeiten!"

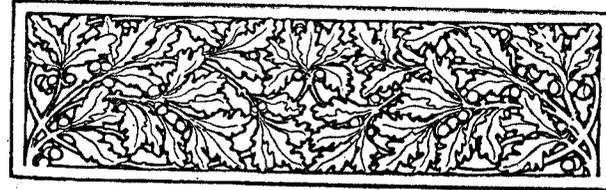
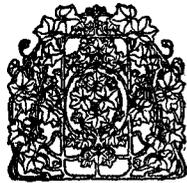
Der Lehrer sagte darauf nichts mehr. Ein paar Stündchen länger arbeiten! Er wußte, das hieß hier soviel, wie: bis in die Nacht hinein. Aber er wußte auch, daß bei einem jungen Menschen das warme Herz mehr gilt als der kalte Verstand; er wollte also auch Rother hier seinen eigenen Willen lassen. — — — — —

Der Krieg ging so bald nicht zu Ende. Rother konnte also im nächsten Juni mit einigen andern das Notexamen machen und — nun auch mit der Erlaubnis seines Vaters — ins Heer eintreten. Als er nach dem Examen den Herren der Prüfungskommission zum Abschied die Hand gab, sagte der Direktor freudig zu ihm: „Na, sehen Sie, Rother, nun kommen Sie auch noch zum Krieg zurecht!"

"Ja," — es bligte dabei freudig in Rothers Augen auf — „ja, nun kann ich mit!" Doch schon

lächelte er auch wieder trübe und fuhr fort: „Die Hauptsache haben aber die schon gemacht, die gleich eingetreten sind! Wir bekommen's jetzt leichter!“

Da schaute der Direktor dem jungen Menschen überrascht und stumm in die ernstblickenden Augen und hielt seine Hand einige Augenblicke fest. Rother hatte es also recht schwer haben und seine Pflicht bis zum äußersten tun wollen! Der starke Mann kämpfte sichtlich mit der Nöhrung. Schnell aber raffte er sich auf und sagte mit zitternder Stimme: „Mein lieber, junger Freund! Sie werden es sich nie leicht machen! Das nennt man eben: Pflichtgefühl haben! Gehen Sie mit Gott!“ —



Unsere Ostpreußen.

„Wollen Sie mir nicht gratulieren, meine Herrn?“ — So trat Anfang September Oberlehrer Hillbrich lächelnd zu einigen Kollegen hin. — „Zu einem Sohn nämlich!“ —

„Wie?“ — „Was?“ — Alle wußten doch, daß der Kollege Hillbrich als der Jüngsten einer noch unverheiratet war.

„Er ist auch gleich ein bißchen groß, der Junge! Schon zehn Jahr alt und seit Ostern auch wohlbestallter Sextaner!“

Ein noch größeres Hallo darob! „Und den haben Sie uns so lange verheimlicht?“

Der Kollege Hillbrich lachte. „Na freilich! Aber da war man nichts zu verheimlichen! Ich habe ihn doch selber erst gestern kennen gelernt! Ist nämlich ein ostpreußischer Flüchtling. Fritz Kuhn, Sohn des Landwirtes Kuhn, ganz von der Grenze draußen!“

„Na,“ — zögernd, als wenn keiner es so recht wagte, in dieser für die Ostpreußen so bösen Zeit danach zu fragen — „hat er denn noch seine Angehörigen?“

„Ja! Eltern und Geschwister! Die sind bei uns in der Nähe untergekommen.“ — — —

Am nächsten Tage war Fritz Ruhn in der Sexta. Ein verbgebauter, etwas schwerfälliger, dabei doch auch wieder frischer Junge mit hübscher Stupsnase in dem gesunden Gesicht. Mund etwas breit, Augen blinkend und neugierig in die Welt schauend. Mit dem Sextanerpensum freilich schien es bei ihm zu hapern, und schon am nächsten Tage kam der Lateinlehrer und klagte: „Kollege Hillbrich, ich glaube, der Fritz Ruhn ist sogar in den allerersten Anfangsgründen recht unsicher!“

„Ach ja!“ — Der junge Pflegevater gefiel sich außerordentlich in seiner neuen Würde. — „Ich muß Ihnen noch sagen, daß der Fritz vor den großen Ferien Scharlach gehabt hat und wohl deshalb etwas zurückgeblieben ist. Ich werde natürlich tüchtig mit ihm arbeiten. Mein Sohn darf mir doch keine Schande machen!“

Am nächsten Tage hatte auch der Rechenlehrer herausgefunden, daß der Fritz etwas Besonderes tun mußte. „So wie er jetzt ist, Kollege Hillbrich, kommt er im Rechnen nicht mit!“

„So?“ — Das Lächeln war nun doch schon etwas bitter-süß. — „Na, dann werden wir wohl auch darin mehr arbeiten müssen!“

Nach einiger Zeit kam auch die Klage über ein recht schwaches deutsches Diktat. Da rief der jüngste Vater des Kollegiums in drolliger Verzweiflung aus: „Nu der Schmerz auch noch! Na, denn helpt dat allens nischt! Müßen wir eben alles nacharbeiten! Aber“ — als wenn der Kollege Hillbrich von der Sache möglichst fix loskommen wollte — „aber wissen Sie, zwei Tugenden hat der Junge doch, um die wir Großstädter alle ihn in tiefster Seele beneiden müssen: er hat immer einen bildschönen Appetit, und er schläft wie ein Murmeltier. Heute früh kriegte ich schon 'nen Schreck; ich glaubte nicht anders, als er wäre tot!“

„Er zeichnet sich auch noch durch was anderes aus,“ knurrte der Lateinlehrer dazwischen. „Als ich ihn heute fragte, ob er Latein nicht gerne arbeitete, da sagte er ganz unverfroren: ‚Nein, am liebsten gar nicht!‘ Denken Sie mal!“

Die umstehenden Kollegen mußten alle lachen. Fritz' Pflegevater und berufener Beschützer aber, der den Jungen schon liebgewonnen hatte, ließ sich offenbar darum keine grauen Haare wachsen und meinte beschwichtigend: „Müssen Sie ihm, bitte, nicht übelnehmen! Er sagt es eben immer genau so, wie er es meint. Gestern hätten wir deshalb auf offener Straße beinahe Krach gekriegt. Da wurde nämlich am Dranienplatz jemand frech gegen einen so behäbigen und gemüthlichen Schutzmann, der gar nicht aus der Ruhe zu bringen war. Aber da

.....

nun mein Friße! Der war gleich mitten mang und schrie: „Schußmann, gäben Sie doch dem Kärl gleich eins hinter die Ohren!“ Na, ich habe mich schleunigst mit dem Jungen drücken müssen!“ — — —

Mit andern Worten, der Fritz Kuhn war ein Naturkind in jeder Beziehung. Auch im Unterricht natürlich. In einer der nächsten Religionsstunden mußte er die Reise der Söhne Jakobs nach Ägypten erzählen, und er tat das außerordentlich lebendig und in seinem breiten, ostpreussischen Dialekt, den die Berliner Jungen so gerne hörten. „Und“ — er fing übrigens alle Sätze mit „und“ an — „und Jakob sprach zu seinen Söhnen: Ziehet hinab nach Ägyptenland und kauft uns Getreide, daß wir läben und nicht stürben; denn das ist sähr schlimm, wenn wir nichts zu äßen haben!“ —

Da stockte der Junge plötzlich, und seine sonst so blitzblanken Augen wurden gleichsam trübe. „Sähr schlimm!“ sagte er halblaut und wie gedankenvoll und doch aus innerster Seele heraus noch einmal vor sich hin. Dann schwieg er.

Die andern kleinen Sextaner blickten erstaunt und erwartungsvoll zu ihrem neuen Mitschüler auf. Seine Augen hatten sich mit Tränen gefüllt.

„Na, was hast du denn?“ — Der Lehrer fragte es teilnahmsvoll.

„Ja,“ kam da zögernd und traurig aus dem Jungen heraus, „zwei Tage hatten wir gar nichts zu äßen, als wir aus der Heimat fortmußten. Der

.....

alte Abbrächt ist so schwach gewäsen, daß er vom Wagen gefallen ist. Und ein Kind ist gestorben! Das war jetzt vor drei Wochen!“

„Ach!“ — Der Lehrer denkt, jetzt geht die Phantasie mit dem kleinen Ostpreußen durch. Er möchte ihn wohl auch etwas von seinen traurigen Gedanken abziehen. — „Ach! In zwei Tagen kann man doch nicht gleich verhungern!“

„Ich weiß nicht!“ sagt der Junge dagegen recht nachdrücklich, und sicherlich steht ihm die schreckliche, brotlose Zeit während der Flucht auf dem Leiterwagen vor der Seele. „Aber das war noch ein kleines Kind! Das war ja noch gar nicht getauft. Mein Vater hat's schnell noch getauft, weil der Pastor nicht mit war! Den haben die Kosaken erschossen! Ja!“

Totenstille herrscht in der Klasse. In dem kleinen Gebiertraum einer Berliner Sexta hört man gleichsam die dunklen Schwingen der Kriegsschrecken rauschen.

„Ja, wir hatten gar nichts zu äßen!“ klagt der kleine, ostpreussische Flüchtling leise weiter, als wollte er sich in seinen trüben Gedanken an jene grausige Zeit verlieren. „Und hinter uns war der Himmel immer ganz rot. Die Kosaken hatten alle Dörfer angesteckt!“

Die Berliner Jungen saßen mit offenem Munde und mit Entsetzen im Blick da. Das war der Krieg! Kuhn hatte ihn durchgemacht, diesen entsetzlichen Krieg!

„Na, nun ist ja aber alles wieder gut!“ sagte der Lehrer. „Die Russen sind jetzt nach der Schlacht bei Tannenberg fort aus der Gegend, und eigentlich könntet ihr ja schon wieder in die Heimat zurück!“

„Nein, nein!“ wehrte da der kleine Ostpreuße, und mit erschrockenen, großen Augen stand er einen Augenblick da. Dann fuhr er fort, aber nur halblaut, als ob das keiner hören dürfte: „Nein, wir haben ja da nichts zu ässen!“ —

Sene zwei Tage, die hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf den Jungen gemacht. „Nichts zu ässen haben“ und trotzdem mit einem „bildschönen Appetit“ gesegnet sein, — der Lehrer mußte an das denken, was der Kollege Hillbrich von seinem Pflege Sohn gesagt hatte — das allerdings war dann schlimm, „sähr schlimm“ sogar.

Im Nu freilich war auch alles wieder vergessen, und schon fuhr der Fritz fort: „Ja, richtig! Und zehn Brüder Josäphs zogen hinab nach Agyptenland. Aber Benjamin, den jüngsten Bruder, ließ Jakob nicht mitziehen; denn er sprach: ‚Ihr paßt doch nicht genug auf, und dann begägnet ihm ein Unfall!‘ — Ja“, — da war der Junge mit seinen Gedanken wieder bei der Flucht vor den Rosaken — „und beim alten Albrächt, da hatten sie auch nicht aufgepaßt, aber —“

„Na,“ wehrte der Lehrer schnell, „nun wollen wir mal bei den Söhnen Jakobs bleiben!“ — Einige der andern Jungen wollten auch schon wieder lachen;

indessen, das nahm der Fritz nicht weiter übel; er selber lachte dann auch herzlich mit, wenn einer der Berliner mal entgleiste, was auch oft genug vorkam. — — —

Da saß nach etwa vierzehn Tagen auf einmal noch ein Ostpreuße in der Sexta. Groß und rotbäckig, aber entsetzlich verschüchtert und verängstigt. Er kam ganz frisch vom gräßlichsten Kriegsschauplatz: wenn er in den ersten Tagen nach irgend etwas gefragt wurde, so konnte er überhaupt nicht antworten, sondern fing nur an, bitterlich zu weinen. Paperlink, der Turnlehrer, hatte sofort das Richtige erkannt. „Der braucht noch nicht mitzufingen,“ hatte er kurzer Hand entschieden und dabei starr zum Fenster hinausgesehen. „Der ist noch zu sehr vertattert.“ —

Auch das war wieder der Krieg! Und nur schwer konnten sich oft diese armen, mit Gewalt aus der Ruhe der Heimat hinausgestoßenen Jungen hineinfinden in das Leben der Fremde! Die Berliner Mitschüler jedoch waren auch darin besser als ihr Ruf: sie suchten den Flüchtlingen alles Gute zu tun und sie zu sich hinaanzuziehen; aber ganz und gar in das Gefühl der armen Vertriebenen konnten sie doch nicht eindringen. Das kann eben die Jugend noch nicht. — — — — —

Nach und nach fanden sich immer mehr ostpreußische Flüchtlinge in der Schule an. Im großen und ganzen ein körperlich gesunder und gerad-

denkender Menschenschlag; zwar etwas schwerfällig dabei, sonst aber wohl zu leiden und wohlgelitten. Daß sie sich mit ihren neuen, Berliner Mitschülern gutstanden und sich mit ihnen immer gutstehen wollten, das gab der Arnemann in der Untertertia sogar schriftlich von sich. Gar nicht recht freilich zur Zufriedenheit des kleinen, feinen Fräderich nämlich, der ihm vertrauensvoll sein Stammbuch zum Einschreiben gegeben hatte, setzte Arnemann hinter die schwungvollen Verse einer gefühlvollen Tante das sicherlich sehr ehrlich gemeinte, aber auch sehr grobe Gelöbniß:

„Unsre Freundschaft soll bestehen,
Bis der Pregel rückwärtsfließt,
Bis die Fische aufrecht gehen
Und der Hirsch den Jäger schießt!
Und wer unsre Freundschaft bricht
Die allerschönste Prügel kriegt!“

Fräderich wollte das Blatt sogar aus seinem Stammbuche herausreißen. Dr. Fuchs, dem er es vorher zum Glück noch zeigte, war im Gegenteil entzückt. „Nicht doch, Junge,“ sagte er, „das gilt dir mal später als das echteste Dokument und die beste Erinnerung an das Kriegsjahr!“

Darauf ließ Fräderich das Blatt drin in seinem Stammbuch. — — — — —

Bis Weihnachten und noch über Weihnachten hinaus, sogar über Ostern hinaus blieben die Ostpreußen. Der Arnemann, nunmehr schon in der

Obertertia, machte sogar mit seiner Klasse noch einen Ausflug mit, den die Jungen zum Lohn für ihren Eifer beim Goldsammeln machen durften. Auch er hatte sein gut Teil bei dieser Goldsammlung getan. Als er von den Osterferien aus Pommern, wo er bei einem Onkel gewesen, zurückgekommen war, hatte er ein erkleckliches Häuflein von Goldstücken mitgebracht. „Die habe ich den polnischen Arbeitern da aus dem Stiefelschaft geholt!“ sagte er schlicht, und seine Berliner Kameraden glaubten das auch ohne weiteres; denn Arnemann hatte sie nie beschwindelt. Auf der Partie aber, da war dann der Ostpreuße bald aus Rand und Band geraten, und die andern merkten, daß der Arnemann mit ihnen am liebsten Fangeball gespielt hätte. Wie die Katze mit der Maus. Aus purer Freude über die unverhoffte Freiheit und aus überströmender Lebenskraft zerrte und würgte er fürchterlich an ihnen herum, und als er dann einen handfesten Knüppel fand, blickte er ganz wild um sich und schwang den Wafel, daß es den Berlinern dabei angst und bange wurde. „Mensch,“ sagte der kleine Fräderich, „laß bloß das Rumpfuchteln sein!“

„Dir tue ich ja nichts! Wenn aber jetzt ein Russe käme,“ — Arnemanns Arm mit dem Knüppel zuckte hoch auf — „dem würde ich den Schädel einschlagen!“ — Dem Jungen sprang dabei die Wut gegen die Mordbrenner seiner ostpreußischen Heimat aus den Augen.



„Du bist ein ganz gefährlicher Schlafburſche!“
wehnte Wagner, der Primus, ſanft ab.

„Wer will ſich mal mit mir rangen?“ war Arne-
manns Antwort und Frage.

Da fand ſich aber keiner. Schon wie der
Arneſmann daſtand mit ſeinen großen Tagen und
dem Knüppel darin!

„Ich ſchmeiße den Knüppel weg!“

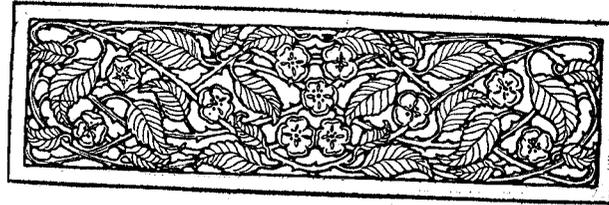
Auch ſo wollte niemand den Gang mit ihm wagen.

Kraft imponiert immer! Auch hier! Als Arne-
mann ſchließlich nach Inſterburg zurückkehrte, da
ſahen alle ihn mit Bedauern gehen. Die Berliner
ſchrieben auch an ihn; aber, trotz ſeines Treu-
gelöbniſſes in Fräderichs Stammbuch, ſchien er
einer allzugroßen Sentimentalität nicht zu huldigen:
nur ein einziges Mal hat er auf die Briefe ſeiner
Berliner Klassenkameraden geantwortet. — — —

Zu den großen Ferien des zweiten Kriegs-
jahres hin war nur noch Fritz Kuhn, jetzt Quintaner,
da. Aber auch er ſtand eines Tages auf und
meldete jedem einzelnen ſeiner Lehrer: „Morgen
reiſen wir nach Aſtpreißen zurück!“

„So? Na, nun kommen ja auch keine Koſaken
mehr zu euch!“

„Nein, und jetzt haben wir da auch wieder was
zu äſſen!“



Die Ruſſenknete.

Wie doch der Krieg auch in die unterſten Klaffen
hineindringt! —

Raum hat heute in der Sexta der kleine Göß
ſeine Mappe unter die Bank geſchoben, als er tief
in ſeinen Buſen hineingreift und ein ganz ſonder-
bares, zickzackgeflochtenes, papierenes Etwas heraus-
zieht. Natürlich haben es ſeine Nachbarn mit ihren
unruhigen Sextaneraugen ſofort auch erſpäht.

„Was haſt du denn da, Göß?“

„Eine Ruſſenknete!“ ſagt der und hebt den Arm,
ſo daß das fingerſtarke, armlange Ding vor aller
Augen klar in der Luſt ſteht. „Seht ſie euch mal an!“

„Ach!“ — Staunend rücken da die andern auf
einen Hümpel zuſammen und glozen neugierig auf
das Ding los. — „Ach! Das iſt eine Ruſſenknete?“

„Ja,“ antwortet Göß ſcheinbar ganz harmlos
und bemerkt, zufrieden lächelnd, wie alle zu ihm
aufſehen. Wie er aber nun die argloſe Schar ſo

hübsch bequem zum Zuhauen beisammenhat, da ist er auf einmal wieder der pfliffige, durchtriebene Bengel von gestern und ehegestern, und huicht! pfeift die Ruffenknute herunter auf Köpfe und Schultern. „Hahaha! Seht ihr? Damit hauen die Rosaken!“ Und noch einmal huicht! und wieder huicht! Links und rechts, daß die Jungen den Kopf unter die gekreuzten Arme ducken und nur so auseinanderstieben. „'ne Ruffenknute!“

Und nun steht Göz da und lacht ob des glänzenden Erfolges seiner hinterlistigen Geldentat so herzlich über sein ganzes, kleines Gesicht weg. Ja, er hätte jetzt wahrhaftig sogar auf die Bank steigen und wie Polykrates ausrufen können: „Dies alles ist mir untertänig!“ Aber der Schiller, den er kennt, das ist nur der dicke Bäckermeister um die Ecke, und auf die Bank zu steigen ist auch streng verboten. So sieht er also nur triumphierend um sich, während die andern — nun ihrerseits auch gar nicht untertanenmäßig — anfangen: „Au! Du bist wohl verrückt, Göz!“ — Aus sicherer Ferne nämlich läßt sich auch in einer Sexta ganz gut schimpfen. — „Ja! Fein! Nicht wahr? Zieht!“ und der Sektanerthyrann versucht, die nächsten seiner Untertanen zu erwischen und noch einmal mit seiner Knute kräftig auf sie einzuhauen.

„Die vormal's seinesgleichen waren,
Die zwingt jetzt seines Szepters Macht.“
Nur der große Petrich versucht kühn, das

schwippige Ding zu fassen. „Göz, höre mal! Ach, schenke mir die Ruffenknute!“

„Jawoll! Könnte dir so passen! — — — Aber ja, wenn du mir deinen schwarz=weiß=roten Bleistift schenkst.“

Der Besitzer der deutschen Farben im Federkasten schwankt auch nicht den kleinsten Augenblick. „Kannst du kriegen! Aber dafür die Knute!“

„Erst will ich den Bleistift anfassen.“ — Der Berliner sagt nicht umsonst: „Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste!“ und Göz muß vorsichtig sein: Petrich ist immerhin stärker und viel größer als er.

Kuck und Zuck. Wie die Soldaten auf der Wache sich ablösen, so hier der deutsche Bleistift und die russische Knute. Eins — zwei — drei! — Petrich hat die Ruffenknute; Göz, den Bleistift.

„Wie ist denn die gemacht?“ kommen da die andern Jungen schnell zu Petrich heran und wollen das nun ungefährliche Ding ansehen, betasten, wosmöglich aufwickeln. Doch das paßt natürlich dem neuen Besitzer ganz und gar nicht, und — huicht! huicht! — „Ruffenknute! Siehste woll? Hahaha! Die zieht! Was?“

Sofort hat der Petrich freie Bahn um sich, genau wie vorher der kleine Göz. Um aber doch etwas Ordentliches für sein Bleistiftopfer zu haben, führt jetzt Petrich einen wuchtigen Hieb auch nach Göz selber. Der kriegt auch wirklich einen tüchtigen Jagdhieb ab, bevor er schnell die Schultern hoch-

zucken kann, und, mutig um die Bankecke entfliehend, schreit er, empört ob solcher Treulosigkeit: „Jetzt mache ich mir alleine wieder eine! Aber dann!“

Das ist ein Hin und Her unter den Jungen! Jetzt umschwärmt alles wieder den Göz. „Ach, zeige es mir mal, Göz!“ — „Mir auch!“ — „Mir auch!“ — „Ach, Göz, du machst mir doch auch eine!“

Göz war vor fünf Minuten sicherlich mit der festen Absicht in die Klasse getreten, alleiniger Besitzer und alleiniger Fabrikant des fremdländischen und hochgeschätzten Züchtigungsmittels zu bleiben. Daß nun aber der Petrich — mit der Knute in der Hand — auch solche Anwendung von Tyrannengelüsten verspürte, das hat ihn bald auf andere Gedanken gebracht. „Meinetwegen!“ sagt er. „Aber dann verhauen wir alle Petrichen! Reißt mal schnell Blätter aus dem Heft!“ — Er selber halbiert schon ein Quartblatt, faltet die Hälfte fingerbreit und ganz dicht zusammen, knifft den dicken Streifen hier und da und dann noch einmal. — „So! Nun das zweite! Seht mal! Das wird in das erste hineingeschoben! So! Nu feste anziehen! Weiter! Papier!“

„Nu, das kann ich jetzt auch! Sieh mal! So?“

„Ja! Papier!“

„Papier! Papier! Ich kann's jetzt!“ — „Ich kann's jetzt!“ — „Ich auch!“ — „Ich auch!“ —

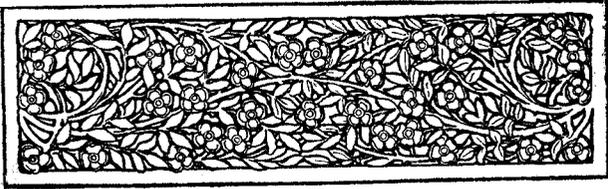
Eine solche Verwüstung ist noch nie in Sertanerheften angerichtet worden. Noch bevor heute der Unterricht anfing, konnte dafür aber auch die halbe

Sexta eine Ruffenknute machen; am Ende der nächsten Pause, die ganze. Die Hälfte der Hefte hatte so eine bewegliche und bewegte Auferstehung gefeiert, besonders die weniger scharf kontrollierten Diarien, und überall zuckte und furrte es von den geflochtenen, eckigen Dingen. —

Am Ende des Vormittags war der Ruf des neuesten „Schlagers“ schon über den engen Klassenraum der Sexta hinausgedrungen. In jeder Pause, in der Klasse, auf dem Hofe, auf dem Flur und wieder in der Klasse herrschte — genau wie im größeren Europa — der Krieg aller gegen alle, bellum omnium contra omnes. Die Hefte zudem in den Unter- und auch noch in den Mittelklassen wurden zusehends schwächer und waren nach ganz wenigen Arbeiten „voll“, trotzdem diese Arbeiten in der Kriegszeit sicher nicht länger waren als früher. Ja, die Ruffenknute war schließlich nicht nur das Gaudium der Schüler, sondern auch der Schrecken der Lehrer: die gaben darum manchen Tadel und zerrissen, was sie von den schwippigen Dingen nur erwischen konnten. Aber es war die alte Geschichte von der Hydra mit den immer doppelt nachwachsenden Köpfen, bis — ja, bis sich die Ruffenknutengeschichte eines Tages ganz allein abgefiebert hatte.

Da endlich war auch wieder „Ruhe im Saal.“ —
Sic transit gloria mundi.





Besuch in Uniform.

Die Oberklassen hatten sich entvölkert; alle Oberprimaner, alle, ohne Ausnahme, hatten das Noteramen gemacht; die noch bleibenden, aber auch schon kleiner gewordenen Unterprimaner wurden zusammengelegt; ebenso die Obersekunden und schließlich auch die beiden Untersekunden. Was noch niemals bei dem Bildungsdrange des modernen, industriellen Deutschland der Fall gewesen war: es standen in den Höheren Schulen auf einmal einige Klassen leer. Und das gerade die Oberklassen, die sozusagen das Gesicht oder die Augen des Ganzen gewesen waren, der Stolz der Höheren Schule, die Klassen also, in die sonst die Jungen aus den Mittel- und besonders aus den Unterklassen beim Vorübergehen ehrfürchtig und verstohlen den Blick hineingetaucht hatten; zu deren Tür der eine oder der andere der Kleinen von den unteren Fluren her vordem in den Pausen etwas bestommen hinangetreten war, um

bescheidenlichst anzuklopfen. Wenn dann solch frechdachziger Oberprimaner mit einem Ruck die Tür aufgestoßen hatte, daß draußen der kleine Kerl halb über den Haufen geflogen war, dann hatte der das doch ganz in der Ordnung gefunden, hatte sich den gepufften Schädel möglichst verstohlen gerieben und war schüchtern wieder näher gekommen; schnell, um den „Herrn“ Primaner nicht unnütz warten zu lassen, und doch auch langsam und etwas scheu dabei. Je nach Anlage und Temperament natürlich.

„Kann ich — kann ich meinen Privatlehrer mal sprechen?“

„Ja, wer ist denn das?“

„Herr — Herr Menzel!“

Bums! war die Tür von drinnen wieder zugeknallt worden.

„Menzel! Man!“ hatte der Kleine draußen dann einen in der Klassenbrüllen hören. „Stundenbengel schmachtet nach deinem Anblick!“ und Menzel, draußen aber „Herr Menzel“, war dann erschienen.

„Was willst du denn?“ — Vormittags auf dem Flur hier vor der Tür der angestaunten, höchsten Prima, da klang dieses „Was willst du denn?“ nicht gerade lieblos, nein, durchaus nicht; dazu war Menzel ein viel zu guter Kerl; aber es klang doch ganz anders als nachmittags in der Wohnung des Paul oder Albert oder Walthers, wo der „Herr“ Primaner das Bewußtsein hatte, daß er für die

Mark oder Mark fünfzig, die er verdienen wollte, auch wirklich höflich und nett sein mußte. — — —

Ach ja, die Zeiten waren mit Kriegsausbruch wie mit einem Schlage dahin gewesen! Wenn die kleineren Jungen jetzt zur Turnhalle hinuntermußten, stürmten sie ohne weiteres an der immer geschlossenen Tür der einstigen Oberprima vorüber; denn diese Tür war geschlossen und blieb geschlossen. Aber auch die Lehrer schienen mit einem eigenen Blick an der gewesenen Oberprima vorbeizugehen. Wehmütige Erinnerung lag in solchem Blick und noch etwas anderes: ein freudiges Bewußtsein, eine Art hochgemuten Stolzes. Als der dicke Müller aus der Obertertia eines Tages auf dem Wege zum Zeichenaal vor der geschlossenen Oberprima seine Reißnägel hatte fallen lassen und sie nun mühsam zusammenlesen mußte, da kamen gerade zwei ältere Lehrer aus dem Konferenzzimmer heraus. Achtlos gingen sie an dem Dicken, der da unten herumkrabbelte, vorüber. Er hatte aber den einen, den alten, ewig ernstern Kohlhardt sagen hören: „Ich gehe immer mit einem sonderbaren Gefühl hier vorbei. Wenn man an die Kerle denkt, nein, es ist doch etwas Erhebendes und Herzerquickendes!“ —

„Ja,“ war von der andern Seite die Antwort gekommen, „durch die Bank alle Kriegsfreiwillige und dabei alle tauglich! Und was haben wir immer —“

Die beiden schwenkten eben um den massiven Pfeiler herum, um zu der Treppe zu gelangen, die

zum Unterflur hinunterführte. Bei den Lehrern hielten sich solche Gefühle doch länger lebendig als bei der leichtlebigen Jugend. — — — — —

Im eintönigen Einerlei des geregelten Schullebens fällt alles auf, was Auge oder Ohr als abweichend erfassen kann. —

Es hat soeben zur großen Pause geläutet. Die Klassentüren springen auf; die Jungen stürzen heraus.

Die Blicke des ersten dieser Jungen schweifen zufällig nach rechts hin. „Ach, guckt doch mal!“ Das sagt er zu den andern, die jetzt schon neben ihm stehen.

„Was denn?“ fragen da die nächsten, die nachdrängen.

„Soldaten! Guckt doch mal!“ —

In dem großen Bogenauschnitt, der, eine halbe Treppe höher, den Blick auf einen kleinen Teil des dort rechtwinklig ablaufenden Primanerflures freiläßt, stehen still und wie aus Stein gehauen Soldaten. Man sieht den blauen Rücken, den roten Kragen der Uniform und die Infanteriemütze darüber. Eins, zwei, drei, vier! Vier Soldaten! —

„Wer sind denn die? Du!“ — „Weiß nicht!“

Ein anderer ist heller. „Ach, ich glaube, das sind Primaner, die Kriegsfreiwillig eingetreten sind! Wollen mal hin!“

Auch aus den andern Klassen finden sich noch einige, die „hinwollen“. Die ersten ziehen schon die paar Stufen zum höheren Flur hinauf.

Da ist auch soeben die Tür der Prima — jetzt

der einzigen Prima — aufgegangen, und die Soldaten treten zur Klasse hin. Schon kommen ihnen auch die alten Mitschüler entgegen; erstaunt, freudig, bewundernd, fragend. Glückselig strahlen die Züge der Kriegsfreiwilligen, dieser beinahe noch neugebackenen Soldaten. In ihrer staubigen Uniform und mit den in die braunen Stiefelschäfte gesteckten Hosen sehen sie so furchtbar kommissmäßig und dabei doch — ach! — so bewundernswert soldatisch und männlich aus. Und viel größer und stärker als früher. Sie selber freilich scheinen das kaum zu wissen oder doch nicht daran zu denken; auf ihrem frischen Gesicht liegt nur die Freude, sich ihrer alten Penne, Lehrern und Mitschülern, in Uniform zeigen zu können.

Auch Dr. Fuchs tritt jetzt aus der Klasse heraus und begrüßt freudig die alten Schüler. „Na, wie geht's?“

„Ach gut! Wir werden bloß geschlaucht nach allen Regeln der Kunst!“ — Aber das kommt lachend und unter fröhlichen Augen heraus, und auch Dr. Fuchs lacht.

Wie sich da die Kriegsfreiwilligen, die einstigen Notabituorienten, freuen! „Uns schmeckt's immer,“ sagt Piehl, „und eine schlaflose Nacht haben wir noch nicht gehabt!“

„Nein!“ kommt Menzel jetzt auch zu Worte. „Piehl schnarcht nur immer fürchterlich! Wir liegen nämlich zwanzig Mann auf einer Stube.“

„Ja, da schmeißen sie mir immer solchen alten Schauerlappen übers Gesicht. Schlafe aber doch!“

Die andern Primaner, die Hoch-Pennäler, sind einen Schritt hinter Dr. Fuchs zurückgetreten; sie hören jedoch natürlich jedes Wort und begleiten es mit Lachen oder Ernst, wie es sein muß. Und noch ein paar Schritte weiter zurück stehen Sekundaner und Tertianer. Andächtig, beinahe ehrfürchtig. Sie wagen es kaum mitzulachen.

Sogar ein kleiner Quartaner hat sich angefunden, und er zeigt mit dem Finger unentwegt in den Rücken des großen Grenadiers, des Menzel. „Das war mein Lehrer!“ flüstert er, und ein Gesicht macht er dazu! Voll von strahlender Bewunderung. Dr. Fuchs denkt lächelnd an die altrömische Zeit, in der es eine Ehre war, wenn mit dem Finger auf einen gewiesen wurde. Ob sich im frischen Impuls des inneren, unmittelbaren Lebens die Menschen mit Worten und Gebärden nicht doch immer gleichbleiben? —

„Na, in welcher Kompagnie stecken Sie denn nun?“ fragt der Lehrer soeben und beugt sich nach den Seitengewehren hin. „Siebente, elfte . . .“

Die vier haben schon die Troddeln herumgerissen und lachen. „Nein, wir sind alle in der neunten! Die Troddeln, ach, die haben wir nur gekriegt, um überhaupt welche zu haben! Zur Vereidigung vor acht Tagen!“

„So so! Na, was andres ist's aber doch wohl als die Schule!“

Da lachen die vier Mann wieder. „Ja, ganz was andres! Viel strenger natürlich! Und grob! Ach, so grob! Aber ganz lustig dabei!“ — Jeder will jetzt erzählen. — „Lustig ist's eigentlich jeden Tag!“

„Na!“ — Menzel ist der Überlegsame geblieben. — „Am Anfang war's lustiger! Ach Gott, als zum Beispiel die Sachen verpaßt wurden!“

Korbach lacht. „Verpaßt? Hahaha! Verteilt! Anders kann man's nicht nennen. Wie wir da alle in den Unterkleidern in einer langen Reihe auf dem Kasernenhof standen, und wie der Kammerunteroffizier dem Feldwebel immer ein Paar Hosen hingab! Und dann der Feldwebel! Ein Blick auf die Hosengröße, ein Blick über uns weg, und jubbt! schmiß er immer einem die Hosen an den Hals!“

„Na, und die haben dann gepaßt?“ fragt Dr. Fuchs lächelnd.

„Ja, die paßten dann! Schlimmer war's mit den Helmen! Da kriegte man solche Kiepe auf den Schädel gedrückt, paßte oder paßte nicht!“

„Ich hatte in den ersten Tagen 'ne ordentliche Beule hier!“ behauptet Brandt und rückt dabei an seiner Mütze. „Hat sich aber alles gegeben. Ich habe dann das Ding in die richtige Form geschwigt!“

Die Erinnerung ist auch hier das Schönste. Ein Gesicht macht nämlich der Brandt dabei, als

hätte er in seinem Leben nie etwas Schöneres gekannt als diese Beule vom Helm. Von solchem Gesicht möchte sich natürlich der Blick der Pennäler kaum wegwenden. Aber schon zieht helles Lachen aller Blicke auf Korbach zurück.

„Mit den Stiefeln war's aber noch schlimmer!“ ruft der eben aus. „Da ging's hinauf in die Kammer. ‚Stiefel fassen!‘ Ja, Stiefel waren genug da, aber Zeit hatte man nicht, sich das richtige Paar auszuwählen. Einer hatte zwei rechte! Die wenigsten paßten überhaupt, und ich hatte auch wirklich tolle Klöben gefaßt!“

„Die hier?“ fragt Dr. Fuchs und läßt seinen Blick hinuntergehen auf die „Oberfähne“.

„Ach nein,“ erwidert Korbach schnell, „die sind ja noch sehr anständig! Die habe ich mir eines Abends gegen meine ersten umgetauscht. Wer weiß, wer meine jetzt —“

„Was?“ ruft Menzel auf einmal in heller und ehrlicher Entrüstung aus. „Dann bist du das gewesen! Mein rechter hier seit der vorigen Woche —“

„Um Gottes willen!“ wehrt Korbach ab. „Du als Elefantenküken hättest doch nicht in meinen Stiefeln Platz! Das sind sicher deine alten! — Lauf sie dir man ordentlich ein!“

„Nein, höre mal, ich —“

Da aber lacht auch schon die ganze Zuhörerschaft los, und Dr. Fuchs meint: „Na, hauen Sie

.....

sich nachher in der Kaserne darum! Was machen denn sonst der Felddienst und das Schießen?"

Da werden die Soldaten, die eben noch so hitzigen Kerle, ruhiger. „Ach, da schimpft der Feldwebel was! Wir sind immer nur ‚eine Hanatenbande‘ und ‚ein dummes Kropzeug!‘“ — Dabei lachen sie doch wieder, die vier. Nur Menzel, der alte Primus omnium, der mit der großen Hornbrille, der tut etwas verlegen dabei.

„Ja!“ — Korbach spielt den Verräter. — „Gestern hat Menzel hier sogar zehnmal hintereinander sagen müssen: ‚Ich bin ein Schaf! Ich bin ein Schaf!‘“

Dr. Fuchs unterdrückt das Lachen kaum. „Na, Menzel, nicht wahr? A la guerre comme à la guerre!“

„Ja, ja!“ beeilt sich Menzel zu sagen und zuckt dabei etwas rekrutenmäßig unruhig — ganz natürlich doch aber auch! — mit dem Seitengewehr. „Wenn wir nur schon à la guerre wären!“

„Kommt auch bald!“ tröstet Brandt. „Nächste Woche sollen wir ja Feldgrau kriegen und dann nach Döberitz kommen!“

„Und wie geht's den andern?“ fragt Dr. Fuchs jetzt.

„Den andern? Gut! Aber Cranz, ja, Cranz der ist natürlich wieder Hahn im Korbe! Singt immer und krakeelt den ganzen Tag lustig rum. Die ganze Kompagnie kennt ihn schon!“

.....

„So? Das verstehe ich!“ sagt Dr. Fuchs. „Wer ist denn aber nun der Strammste von allen?“

Die viere sehen sich einen kleinen Augenblick nachdenklich an und erklären dann einstimmig: „Das ist Hertler! Ja, das ist wirklich ein Bild von einem Soldaten! So drall und immer frisch! Famos! Immer wie aus dem Ei gepellt! Sein Vater hat's ihm aber doch übelgenommen, daß er nicht bei seinem alten Regiment, bei den Franzern, eingetreten ist.“

„Ja,“ fügt Menzel halblaut hinzu, als wenn es nur für Dr. Fuchs sein sollte, „ja, wenn ihm mal bei unserm Regiment was passieren sollte, die Mutter würde, glaube ich, wahnsinnig.“

Dr. Fuchs stuht. „Was soll ihm denn Besonderes passieren? Bei Ihrem Regiment?“

„Na,“ — der Gedanke scheint den andern dreien sonderbar zu sein — „na, wenn er fallen sollte!“

Dr. Fuchs sieht ernst und bedächtig vor sich nieder; dann erhebt er den Blick wieder zu den Soldaten. „Auch im Kriege stehen Sie ja alle und überall in Gottes Hand. Na, nun lassen Sie es sich gut gehen! Wir sehen Sie wohl wieder mal hier!“

Handschlag, und von den vieren ein militärischer Gruß dazu! Dr. Fuchs tritt zurück; die Primaner schließen im gleichen Augenblick ihre alten Kameraden wieder von allen Seiten ein, und jemand zieht jetzt den Menzel leise am Seitengewehr. Er dreht sich schnell um. Da lächelt ihn der kleine Quartaner an.

.....

„Guten Tag, Walther!“ — Auch Menzel freut sich. — „Wie geht's dir denn? Kommst du noch mit?“

„Ja, ja, sehr gut!“ — Um keinen Preis in der Welt hätte der Kleine ‚nein‘ sagen mögen. Er freut sich nur und tritt zurück, beglückt von dem Gruße des gemeinen Soldaten; aber dieser gemeine Soldat ist doch sein ehemaliger Privatlehrer gewesen. —

Anderere treten hinzu, Schüler aus andern Klassen und auch Lehrer. Wie viel doch haben die Kriegsfreiwilligen in der kurzen Zeit erlebt! Wie können sie erzählen! Und wie hören die andern zu! Und glücklich sind alle, bis es läutet und das Klappen der Türen den Kriegsfreiwilligen offenbart, daß auch hier in der Penne noch immer gearbeitet oder — so sagen sie jetzt — „gebimst“ wird. Sie wollen nur noch zum Direktor hinunter, der gerade jetzt Sprechstunde hat, und dann wieder „hinein ins Vergnügen!“ In den Dienst auf dem Kasernenhof.



U 9.

„Berlin steht Kopf!“ — Mit diesen Worten tritt am Mittwoch, den 23. September, Otto Segert langsam in seine Klasse, die Untersekunda, hinein. Der Junge ist auch sonst einer, der immer ein finsternes Gesicht macht und gern widerspricht und ein Pessimist scheint. — „Und die ganze Schule ist verrückt geworden!“

„Mensch!“ springt ihm sein bester Freund, der Georg Hesterberg, entgegen. „Kann sie auch! Muß sie sogar!“ — Der Junge zappelt und tanzt dabei vor dem muffligen Freund hin und her. — „Mensch! So was ist ja noch nicht dagewesen! Wie kann man da bloß so kalt sein wie 'ne Hundeschauze! Freue dich doch mal! Freue dich doch!“ —

Um die beiden toben die andern her. Sie schreien; sie jubeln; sie laufen aus der Klasse hinaus und stürzen wieder herein; kunterbunt durcheinander, beinahe scheint es: auch übereinander.

Jetzt drängt sich an der Tür ein ganzes Häuflein zusammen und liest das Extrablatt, das Hoffmann in vollem Laufe den Flur heruntergebracht und mit freudigem Geheul wie eine Fahne geschwenkt hat.

„Kolossal!“ — „Das ist der Bande zu gönnen!“ — „Aber auch gleich drei Kreuzer!“ — „Au, wie viel Unterseeboote haben wir denn eigentlich?“ — Dabei lachen sich alle freudig an und laufen wieder durch die Klasse hin; denn drüben am Fenster hat der Ede Müller, der in diesen Geschichten „was los hat“, einen kleinen Kreis um sich gesammelt und erklärt da was.

Segert hat mürrisch von seinem Plage aus erst auf die Gruppe am Fenster hingesehen; jetzt blickt er seinen Freund wieder an und fragt störrisch: „Ist denn die Geschichte überhaupt wahr?“

„Hier! Extrablatt!“ schreit Hoffmann.

„Ach, Extrablatt!“ antwortet Segert verächtlich.

Da öffnet sich der Kreis am Fenster. Die Mitschüler sehen den muffigen Jungen, der soeben seine Mappe ganz schnuppig und trotzig dabei unter den Tisch schieben will, vorwurfsvoll und beinahe feindlich an. „Das soll nur mal wieder so was heißen!“ sprudelt Wille ärgerlich heraus, und Gartmann, der flotte Gartmann, fährt auf Segert sogar zu und schreit ihm auf den Pelz: „Du — du verdienstest wahrhaftig, daß die Russen und Engländer hierher kämen. Das ist überhaupt ein —

ein Skandal! Immer die Maulerei! Und die — die Miesmacherei!“

Zuckend und ganz flattrig vor innerer Erregung steht Gartmann so vor Segert. Der aber bohrt die Hände in die Sackentaschen und versucht, ruhig zu sagen: „Extrablatt — Zeitungsklatsch! Wenn es sicher ist, dann werde ich mich schon auch freuen!“

„Das ist sicher!“ schreit Wille dazwischen und reißt die Jacke auf. „Hier! Kannst du lesen? Tägliche Rundschau! Berlin, den 23. September. Unterzeichnet von dem stellvertretenden Chef des Admiralstabes Behnke. Paß auf! ‚Das deutsche Unterseeboot U 9 hat am Morgen des 22. September etwa 20 Seemeilen westlich von Hoek van Holland die drei englischen Panzerkreuzer Aboukir, Hogue und Cressy zum Sinken gebracht.‘ — Na, glaubst du es nun?“

Noch ehe sich Segert zur Antwort bequemen will, erschallt draußen auf dem Flur ein lautes „Hurra!“, und die Jungen stürzen wieder zur Tür. Gartmann reißt den Wille am Ärmel mit sich fort und wirft dabei ärgerlich hin: „Laß doch den Muffel laufen!“

Drüben an der Tür aber und draußen auf dem Flur tobt eitle Siegesfreude. „Drei Kreuzer gleich!“ — „Hoch die U-Boote!“ — „Hoch U 9! U 9!“ — Gartmann wirft den rechten Arm gen Himmel und schreit: „Die Mannschaft von U 9, sie lebe hoch!“ Und alles jauchzt und jubelt: „Hoch!“



„Und noch mal! Hoch!“

„Und zum drittenmal! Hoch!“

„Hoch! Hoch soll'n sie leben, Hoch soll'n sie —“
Plötzlich bricht alles ab: Professor Kaufeld, der Ordinarius, ist in die Klasse gestürzt und hat die Arme beschwörend erhoben. „Um Gottes willen, Sie sind wohl nicht recht gescheit!“

Der Herr redet sonst anders mit seinen Jungen. Die sehen, es wird ihnen heute nicht übel angekreidet.

„Herr Professor,“ sagt also Wiebrecht, „wir lassen nur die Mannschaft von U 9 leben!“

„Ja, doch! Ja, doch! Ich lasse sie ja mitleben! Aber wenn jede Klasse so viel Lärm machen will wie Sie hier!“

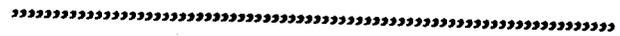
Die Jungen lachen. „Das ist auch mal eine Ausnahme, Herr Professor!“

„Na, ja! Nun können Sie aber doch wieder ruhig sein!“ —

Unmöglich, heute die Ruhe des gewöhnlichen, ereignislosen Alltags in die Bande hineinzukriegen! Professor Kaufeld streckt gleichsam die Waffen und wendet sich halb ernst, halb lachend zur Tür hin und geht hinaus.

Sofort hinter ihm macht Gartmann diese Tür zu und springt dann vor das Ratheder hin. Trunkene Freude liegt hell auf seinem Gesicht. Er wirft wieder den Arm hoch und stimmt an:

„Stolz weht die Flagge —



Da fallen die andern vom Jungdeutschlandbund — und das sind beinahe alle — ein:

Schwarz-weiß-rot
Von unsres Schiffes Mast,
Dem Feinde weh, der sie bedroht,
Der diese Farben haßt!
Sie flattert an der Heimat Strand
Im Winde hoch und hehr
Und weit vom teuren Vaterland
Auf sturmbewegtem Meer:
Ihr woll'n wir treu ergeben sein,
Getreu bis in den Tod,
Ihr woll'n wir unser Leben weihn,
Der Flagge schwarz-weiß-rot!“

Mitten drin hat Gartmann, der hier gleichsam den Kapellmeister macht, seinen Blick auch einmal nach dem Fenster hinübergleiten lassen.

Da sieht er plötzlich, wie da einige offenbar auf den Hof hinunterwinken, und schnell springt auch er nach rechts hin; die andern folgen ihm.

Unten stehen der alte Professor Rohhardt und Dr. Fuchs und noch zwei von den jüngeren Herrn, und die Sekundaner oben singen und winken hinunter und singen immer weiter; denn von unten winkt Dr. Fuchs auch, und die Herrn freuen sich sichtlich über das schneidige Seemannslied, das die da oben in der Sekunda angestimmt haben. Sie möchten es wohl am liebsten auch gleich mitsingen.

„Tür zuhalten!“ brüllt Gartmann in die Klasse zurück. „Der zweite Bersch steigt!“

.....

Die ganze Bande hat sich jetzt da am Fenster zusammengebrängt, steht zum Teil sogar auf den Bänken und winkt zu den Herren auf dem Hofe hinunter und singt und singt immer weiter; nun schon die letzten Zeilen der vierten Strophe:

„Ja, mit den Wogen kämpfend, noch
Der sterbende Pilot
In seiner Rechten hält er hoch
Die Flagge schwarz-weiß-rot.“

Jetzt sehen sich die Sänger freudig und tief-aufatmend an. Unten vom Hof herauf aber schallt brausender Beifall. Die Sekundaner winken hinunter; die unten, herauf.

Gartmann, der zuerst den Gesang angestimmt hat, tritt jetzt schnell vom Fenster weg. Hat er doch das Gefühl, etwas zu weit gegangen zu sein? Er stürzt zur Tür hin; einige andere ihm nach.

„Pst! Ruhe!“ ruft er in die Klasse zurück und beugt sich vorsichtig zur Klinke hin. Jetzt drückt er sie langsam herunter und macht leise die Tür auf. Wie er indes das Gesicht wieder hebt, um spähernd einen Blick hinauszutun, da prallt er auch schon erschrocken zurück: er steht dicht vor Professor Kaufeld, der ihn jedoch heiter lächelnd ansieht. Hinter dem Professor drängen sich noch einige Mitschüler, die etwas später gekommen sind, und Jungen aus anderen Klassen.

„Na, fertig?“ fragt Professor Kaufeld schmunzelnd. „War ja wunderschön! Aber es hat Sie

.....

auch keiner stören dürfen! Hahaha! Habe scharf aufgepaßt!“

„Ach — Herr Professor!“ — Gartmann ist ganz verlegen. — „Die drei Kreuzer, ich meine unsere U-Boote! Wir haben mal —“

„Ist gut! Ist gut!“ erwidert Professor Kaufeld immer noch freudig lachend. „Aber Sie haben's dabei wohl gar nicht läuten hören? Na also!“ — Er macht die Tür jetzt ganz weit auf und tritt noch einmal ein paar Schritte auf den Flur zurück. Die andern stürzen vom Hof herauf. Man hört ihr Trappeln auf den steinernen Treppen und Fluren.

Hinter den letzten her geht auch Professor Kaufeld in die Klasse und sagt mit einer leichten Erregung in der Stimme: „Wir wollen beten!“

Sonst muß der Primus das tun; bevor aber der heute noch das Gesicht senken kann, ertönt schon, etwas zitternd und erst nach und nach fester werdend, dabei aber tiefinnig die Stimme des Lehrers:

„Es rauscht und singt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht.
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott.
Viktoria! Mit uns ist Gott!*) Amen!“

Lehrer und Schüler richten sich auf. Viktoria! Die unendliche Freude und der Dank an Gott zittern und schwingen in den Herzen nach.

*) Letzte Strophe von Uhlands „Siegessäbstschaft“.

„Wir kennen noch nicht die Namen der wackern Männer,“ setzt Professor Kaufeld noch warm hinzu, „die die schöne Mannestat vollbracht haben. Wir bewundern sie aber und sind ihnen dankbar von ganzem Herzen.“ —

So ging man an diesem Tage in die Arbeit hinein. — — — — —

Otto Weddigen, so hieß der wackere Kommandant von U 9, der mit seinen fünfundzwanzig Helden drei englische Panzerkreuzer vernichtet hatte. Der Name Otto Weddigen flog durch Deutschlands Gauen, durch die ganze Welt. Otto Weddigen wurde der bewunderte Held der Alten, der Abgott der Jugend, und als nach einigen Tagen in der Untersekunda der Gedanke auftauchte: „Sammeln für U 9!“, da brach die helle Begeisterung aufs neue hervor. Der eine brachte eine Flasche Wein; der andere Zigarren; der dritte ein tüchtiges Glas Apfelgelee; andere steuerten Schokolade, Strümpfe und weitere nützliche Dinge bei. Sogar eine schöne, teure Ziehharmonika war bei den Geschenken, „weil“, wie der Spender sagte, „so'n U-Boot keine Regimentsmusik hat.“

„Gibst du auch was, Segert? Du hast's doch reichlich dazu!“ wandte sich Gartmann an den Kameraden, dem er seit jenem Mittwoch morgen aus dem Wege gegangen war.

„Ja,“ — und doch kam das so gleichgültig und so langsam heraus, daß Gartmann ordentlich fühlte,

wie es wieder in ihm aufkochte, und daß er hervorstieß: „Na, glaubst du noch nicht, daß das von U 9 was ganz Besonderes war?“

„Doch! Aber die haben nur ihre Pflicht getan! Den andern U-Booten hat's bis jetzt bloß an der Gelegenheit gefehlt. Da tut eben jeder seine Pflicht!“

Gartmann will aufbrausen; Hesterberg aber steht neben ihm und behauptet: „Segert hat recht! Da tut eben jeder seine Pflicht!“ — — — — —

Von U 9 lief am ersten Tage nach den Herbstferien ein Dankschreiben ein. Der Jubel natürlich in der Untersekunda war groß. Am 17. Oktober brachte U 9 noch einen andern englischen Kreuzer, den Hawke, zur Strecke. Wer wäre nun nicht stolz gewesen auf diese Mannschaft, der man durch Geschenk und Dankschreiben doch näher gekommen war! Diese Mannschaft, ja, die hatte Ruhe im Blick und eisernen Mut im Herzen und eine glückliche Hand! — — —

So kam der Winter und schließlich auch das neue Jahr. —

Mehr U-Boote waren gebaut worden; im Februar 1915 waren sie zur Blockade der englischen Küste hinausgezogen. Krieg und Kriegsgetümmel lag den Sekundanern im Ohr und im Herzen; die Sorge um die nahende Verletzung — einigen wenigstens — noch dazu schwer in den Gliedern. Mancher Tag verging jetzt, an dem man nicht an

U-Boote denken oder sie doch wenigstens nicht erwähnen konnte. —

Da tritt eines Tages, als es gerade zum Schlusse geläutet hat, der Direktor in die Klasse, und neben ihm steht — ein Maat, mit Unteroffizierstreifen auf der Jacke und mit einem goldenen Anker auf dem linken Oberarm. „Hier,“ sagt der Direktor, ganz selig lächelnd, „Maat Clausen vom Unterseeboot 14 hat mich gebeten, ihn in diese Klasse zu führen.“ —

Ein leises Räuspern, und schlicht und ohne jede Scheu läßt der Seemann vom Stapel laufen: „Ich komme auf Urlaub durch Berlin und wollte nicht versäumen, den Herren meiner Kameraden und meinen Dank für die schöne Sendung auszudrücken. Das Reichsmarineamt hat im Oktober vorigen Jahres die Kiste mit dem reichen Inhalt meinem Boot U 14 zugehen lassen.“

Die Neugier der Sekundaner ist in ehrlichstes Staunen umgeschlagen. Etwas wie Verlegenheit liegt auf allen Gesichtern, und es herrscht auf einmal ein beklommenes Schweigen.

Zögernd erhebt sich da der Primus. „Wir haben ja eine Kiste geschickt, Herr Direktor,“ sagt er, „aber an U 9. Und die muß doch da auch angekommen sein; denn der Kapitän Otto Webdigen hat uns geantwortet.“ — Er zeigt dabei auf die Wand, wo der Dank von U 9 eingerahmt hängt.

Alles blickt wieder auf den Maat. Der aber greift seelenruhig in die Brusttasche und holt aus

seinem Notizbuch ein Zettelchen heraus. „Hier steht:“ — er wendet sich damit zum Direktor hin — „Für ein U-Boot! Gespendet von der Untersekunda des . . . Realgymnasiums, Berlin.“ — Und darunter steht noch: „Es tut jeder seine Pflicht!“

Raum jedoch ist dieses Wort ausgesprochen, da springt Gartmann auch schon wie ein Wilder auf, und mit einem Ruck fährt er zu Segert herum. „Es tut jeder seine Pflicht? — Segert, das hast du geschickt!“

Die Bewegung ist allgemein. Segert wird rot, als hätte man ihn des schrecklichsten Verbrechens bezichtigt. Er beugt sich etwas vor, und, müfflig wie immer, bringt er heraus: „Ja, das habe ich geschrieben!“

„Na, du hast aber doch auch für U 9 gegeben!“ — Wie warm auf einmal Gartmanns Stimme klingt!

„Ja,“ antwortet Segert immer noch maulig, „aber für U 9 sammelte damals jeder!“

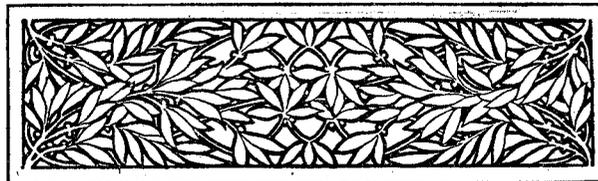
Der einzige, der ganz ruhig geblieben ist, so ruhig, als müßte er draußen feindliche Kreuzer suchen, das ist der Maat. Er geht soeben mit festem Tritt um die Bankende drüben am Fenster herum und reicht Segert die Hand. „Ich danke Ihnen also nochmals für die schöne Sendung und bringe Ihnen auch den Dank meiner Kameraden.“

Der Junge hat die Hand ergriffen, schiebt sie aber schon im nächsten Augenblick sanft wieder von sich. „Bitte, bitte sehr!“ sagt er höflich und doch kalt.

„Na,“ fragt da der Direktor, „warum haben Sie denn da nicht in Ihrem Namen allein geschickt, Segert?“

Der stülpt wieder mufflig seine Lippen auf und antwortet schleppend: „Das weiß ich nicht mehr! Das haben doch auch eigentlich meine Eltern geschickt! Ich wollte bloß, daß die andern auch was kriegten, weil sie alle ihre Pflicht tun!“ —

Ob die Mitschüler erkannten, welch reiner, edler Kern im Herzen ihres äußerlich doch so ungenießbaren Mitschülers lag? Sie ahnten das wohl nur! Der Direktor indessen sagt warm: „Sie gehen immer Ihre eigenen Wege, Segert; aber das haben Sie hier wirklich nett gemacht, und wir andern sind auch ganz Ihrer Meinung.“ — hiermit wendet er sich zu dem Maat hin und reicht ihm die Hand — „auf unsere U-Boote und auf ihre wackere Mannschaft, darauf wollen wir stolz sein! Die tun wirklich alle ihre Pflicht!“



Der Granatsplitter.

Doctor Fuchs ist soeben vor seine Klasse getreten; aber bevor er noch den Jungen das Zeichen zum Sehen geben kann, merkt er: mit den Kerls ist heute was ganz Besonderes los! Sie sehen nämlich so eigentümlich lächelnd drein und heben die Augenbrauen, als wenn sie ein kleines Geheimnis hätten, aber doch erst mal zusehen möchten, ob der andere auch ohne ihre Hilfe schlau genug ist, es zu erraten. Bande doch, solche Tertianer! So eine kleine Intelligenzprüfung also wollen sie scheinbar mit ihrem Ordinarius anstellen. —

Na, Dr. Fuchs weiß, der Berliner sagt in solchem Falle: „Nur immer mit de Ruhe!“

Also los! Unregelmäßige Verben!

Das scheint aber doch den Jungen nicht in den Kram zu passen, und sie werden schließlich unruhig und ungeduldig. Geheimnisse zu bewahren ist eben nicht jedermanns Sache, und so ganz allmählich hebt

.....

sich da hinten etwas Weißes, Schneeweißes sogar, empor, und das ist — Sieblers tüchtig verbundene und vorher also wohl auch arg zerschundene, rechte Taze.

Der Lehrer tut gar nicht, als ob er das sähe.

Da geht das halbe Krankenhaus dahinten immer höher, und in den Augen seines Besitzers liegt der ungeduldige Gedanke „Na, nun muß ‚er‘ es doch merken!“

Die andern um den Jungen herum gucken auch mit einem Auge nach dem reizend klumpigen Verband und mit dem andern zum Ratheder vor, und jeder denkt auch nur und möchte losplagen: „Na, nun muß ‚er‘ es doch merken!“

‚Er‘ aber merkt nichts; wenigstens tut ‚er‘ gar nicht so und muß doch innerlich lachen über diese drolligen Räuze von Jungen.

Da halten’s die aber nun wirklich kaum noch aus! Sie können kaum noch aufpassen.

„Wir können es nicht tun! — — — Cohts!“

„Nous ne pouvons pas le faire. Herr Doktor! Herr Doktor! Siebler hat sich die ganze Hand zerrissen!“

Bums! Da ist es raus, das Geheimnis! und die Jungen würden sicherlich schnell mal aufatmen, wenn sie nicht gleich auch darauf achten müßten, was für ein Gesicht nun der Lehrer wohl dazu machen wird.

Der tut wieder gar nicht so. „So? Na, weiter!“

.....

„Nein!“ — Jetzt lassen die Jungen nicht wieder los. — „Schuhr hat nämlich den Granatsplitter zu fest gehalten!“ — „Und dann hat’s fürchterlich geblutet!“ — „Schuhr’s Granatsplitter!“ — „Unten am Brunnen!“ — „Aber der Granatsplitter —“ — „Der Turnwart hat ihn verbunden!“

So geht’s bunt durcheinander, bis Schuhr, der offenbar Schuldige, auch schon emporstößt und in den Lärm hineinruft: „Herr Doktor, da war eben Siebler selber dran schuld!“

„Ich?“ — Auch Siebler ist auf dem Plan. Beinahe hätte er mit der „zerrissenen“ Hand sogar auf die Tischplatte geschlagen. — „Schuhr wollte nicht loslassen!“

„Ich habe losgelassen!“ ruft Schuhr dagegen und zappelt in höchster Erregung hin und her. — „Du hast doch auch gewußt, daß das Ding so scharf ist!“ — Der Junge steht auf einmal mit einem Kästchen da, das wie das Behältnis zu einem silbernen Besteck aussieht. Schon knipst er auch den Deckel auf, und hastig will er die ganze Sache zu Dr. Fuchs vorbringen, da — ein schwacher, leiser Ausschrei, und der dicke Trubach jammert los: „Au, mein Bein, mein Bein!“

Vorbei ist’s mit Dr. Fuchs’ erkünstelter Ruhe! Ganz und gar vorbei! Er springt, nein, er stürzt zu Trubach hin. „Was ist denn? Junge, sage mal!“

Der hat sich schon hinuntergebückt und zieht das eine Hosenbein etwas hoch.

„Ach, ist ja nichts!“ ruft Dr. Fuchs erleichtert aus. „Glück bei allem Unglück! Kleiner Riß nur in der Hose!“ und er bückt sich weiter nieder, um das zu sehen, was soeben aus Schuhr's Kasten herausgesprungen und so hart auf den Boden aufgeschlagen ist. Das muß das sein, was die Jungen Granatsplitter genannt haben.

„Da, da!“ rufen alle aus, die da herumsitzen. Mit weggezogenen Beinen und vorgestrecktem Kopf betrachten sie ein langes, schmales und etwas gekrümmtes Stück Eisen auf dem Fußboden; aber sie wollen es doch nicht anfassen, als wäre das ein fauchendes, kleines Ungeheuer. Cohrts ruft sogar: „Achtung! Schlägt und beißt!“

Schon aber hat Dr. Fuchs den „Granatsplitter“ behutsam aufgehoben. Er nimmt ihn jetzt ordentlich unter den Blick. „Alle Achtung!“ sagt er dabei. „Na, ich danke! Das ist doch kein Splitter mehr! Ist ja eine ordentliche Säge und mindestens ein Pfund Eisen! Und haarscharf!“

Schuhr ist ganz stolz. „Der ist meinem Onkel ins rechte Bein gefahren!“

„Ach!“ antwortet Dr. Fuchs bedauernd, und er liest dabei, was auf der etwas gekrümmten Seite eingraviert ist: „20. August 1914.“ — Das war also in der Lothringer Schlacht!“ — Er hat das zwar mehr zu sich als zu Schuhr hin gesagt; aber der Junge fügt ohne weiteres hinzu: „Ja! Jetzt kriegt mein Onkel ein Holzbein!“

„Und das ist hier wohl Blut? Hier in der Hohlseite!“

„Ja, eben von meinem Onkel!“

„Hm!“ — Eine kleine Pause ist entstanden. —

„So! Nun zeige mal das Futteral her und lege diese gefährliche Sache wieder hinein!“

„Ach, Herr Doktor! Herr Doktor!“ — Von allen Seiten kommt das. — „Ach, bitte, mal rumgehen lassen!“

Dr. Fuchs überlegt schnell. Zeigt er jetzt das gefährliche Granatstück den Jungen nicht, dann wollen sie es nachher allein sehen, und es passiert wieder ein Unglück. Und schließlich, warum soll die Schuljugend nicht auch einmal so was vom Kriege sehen! Also sagt er jetzt: „Gut, ich werde das Ding selber herumzeigen! Immer vier Mann! Dabei wollen wir aber daran denken, welchen Gefahren unsere braven Soldaten draußen im Felde ausgesetzt sind, und wie sie ihre gesunden Gliedmaßen und sogar ihr Leben daransetzen müssen, um uns hier in der Heimat zu schützen. Na also! Immer vier Mann!“

Langsam schreitet er an den Bänken vorüber, um dann vor vierten immer ein paar Augenblicke stehen zu bleiben. Hier und da ertönt ein erstauntes „Ach!“ — „Da ist das Blut!“ — „Au! Wenn das einer an den Kopf kriegt!“ — Dabei versuchen die andern, die nicht mehr ‚dransind‘, immer noch von der Seite, von vorn, von hinten und unter Dr. Fuchs' Ellenbogen hindurch etwas zu sehen.

Als der Rundgang durch die Klasse beendet ist, winkt der Lehrer den Schuhr zu sich vor, und eben will er die ‚Säge‘ in den dafür ausgesparten Raum des Behältnisses hineinlegen, als Trubach auf einmal dazwischenkommt: „Aber meine Hosen!“

„Na, Trubach,“ — Dr. Fuchs muß lächeln — „der kleine Riß! Du hast da gleich ein kleines Andenken an einen französischen Granatsplitter!“

Da reckt Siebler da hinten seine dick verbundene Faust hoch. „Kleines Andenken? Ich auch!“

Die andern lachen wieder leise auf, und Trubach bringt schon gemüthlicher vor: „Meine Mutter sagt aber sicher wieder: ich bin dran schuld!“

„Na, hier nicht! Aber sonst!“ — Der Lehrer zwinkert dabei den Jungen an, und der lächelt ganz verlegen und gibt sich jetzt auch schnell zufrieden. —

„So, Schuhr,“ fährt Dr. Fuchs fort, „den Granatsplitter darf ich nun doch auch mal den Kollegen oben im Konferenzzimmer zeigen! Du holst ihn dir dann um eins ab, nicht wahr?“

„Ja, ja!“ kann Dr. Fuchs gerade noch hören, da bricht hinten auch schon ein überaus fröhliches Gelächter los.

„Na schnell, Fieter,“ kommt der Lehrer dazwischen, „was habt ihr denn da für einen guten Wit gemacht? Wir freuen uns doch auch gerne mal mit!“

„Ach“ — nur mit Mühe unterdrückt der Junge

das Lachen — „hier sagte jemand bloß: ‚Dir kenne ich doch!‘“

Na, da aber die ganze Gesellschaft! Das prustet jetzt los, daß die Wände schüttern; denn jeder weiß, daß der Berliner gewöhnlich sogar sagt: „Dir kenne ich doch!“ Preising, der Sünder, steht auch plötzlich wie mit Blut übergossen da und bringt stotternd hervor: „Ich — habe aber — den — den Schuhr gemeint!“

„Selbst—ver—ständlich!“ lächelt Dr. Fuchs. „Und dir kenne ich auch! Du meintest dabei, daß ich euch das Granatsstück hier nicht in der Klasse lassen will! Und, Junge, sieh mal, damit hast du nämlich ganz recht!“

„Ach so—o—o!“ — Nun haben alle das kapiert und machen ein ganz schlaues Gesicht. — —

Gemeinschaftliches Lachen bringt die Menschen oft genau so zusammen wie gemeinschaftliches Weinen. Klasse und Lehrer arbeiten dann noch mal so gern. Und nach dem vielen Unheil, das er angerichtet, hatte schließlich der französische Granatsplitter noch dieses Friedenswerk getan. In einer deutschen Tertia.





Der Kosak.

Die Kosaken! Diese Mordbrenner! Aller Haß, der nach und nach im Volke aufloderte, verdichtete sich besonders auf sie. —

Eines Tages brachte der tolle Burtach in der Untertertia, der Nichtsnuß, der die Arbeit sicher nicht erfunden hatte, einen nun doch in mühseliger Arbeit entstandenen, fliehenden Kosaken auf daherstürmendem Roß mit zur Schule. Aus Plastilina geformt; von den Hufen des Pferdes bis zur Lanzen Spitze des Reiters etwa eine Spanne hoch; verschiedenfarbig, und das Ganze geradezu großartig gelungen. Die Kameraden bewunderten natürlich diesen Kosaken auch gebührend; denn in seiner rückwärts gerichteten Sturmstellung verkörperte er packend die fliehende Feigheit. Auch Dr. Fuchs sollte dem kleinen Kunstwerk reichen Beifall. Er stellte es schließlich vom Ratheder weg auf das Klassenspind. „So,“ sagte er dazu, „arbeiten wollen wir, als hätten wir keinen Krieg; aber

erinnern soll uns der Anblick dieses Kosaken doch immer an den Krieg und auch daran, daß unser armes Ostpreußen unter solchen Horden und Mordbrennern leiden mußte!“

Fanke, der kurze, stämmige, ostpreussische Flüchtling, der erst seit acht Tagen in der Klasse war, sah mit innerem Grimm zu dem Spind hinauf; er saß nämlich als Letztzugekommener ganz vorn und damit gerade vor dem Kosaken. Wie er den schweren Blick zu dem erhob, schien er etwas in sich hineinzumurmeln oder zu verschlucken.

„So,“ wandte sich Dr. Fuchs vom Spind weg und zum Ratheder zurück, „zum ewigen Angedenken!“

Schon in der nächsten Pause jedoch holte Burtach sein kleines Meisterwerk wieder vom Spind herunter und drückte und knetete daran weiter herum. Es sollte immer schöner und packender werden. Die andern Jungen hockten um ihn her, erst einige, dann immer mehr, schließlich wohl beinahe alle; erst eng und still aneinandergepreßt, dann immer unruhiger, schließlich auf- und abwogend, sich drängend und überstürzend, wie die Wellen um einen Stein, der unter ihnen liegt. Ab und zu kam ein Wort, ein Ratschlag zu dem Künstler hinunter, eine Drohung zu den andern hin.

„Aber ewig“ — als wenn Burtach das zu sich selber sagte — „ewig steht mein Kosake nicht da oben! Halt, hier den Sattel noch 'n bißken! Na,

drängelt doch nicht so! Acht Tage sagen wir mal!
Über dann —“

Da fährt Burtach zu Tode erschrocken zurück und sperrt Maul und Nase auf; denn wie der Blitz ist eine Faust auf den Kosaken heruntergefahren und hat ihn in Grund und Boden gehauen. Und während der Junge eben anfängt zu denken, daß das vielleicht ein Zufall gewesen ist; daß da jedenfalls einer von denen oben auf den Kosaken heruntergefallen, da fliegt dieselbe Faust noch einmal auf den Kosakenklumpen herab, so daß das alles im Nu nur ein Haufen durcheinandergemischter Plastikina geworden ist. Zugleich erscheint über der Bank ganz dicht über dem gewesenen Kosaken Jankes verzerrtes Gesicht, und aus dem Innern des Ostpreußen preßt es sich mit verhaltener Wut heraus: „So! Du Lorbas! Du Pfiakrew!“ *)

Wie Keulenschläge haben diese noch nie gehörten Worte die andern getroffen, haben sie gepackt, sich auf sie gelegt, daß sie ganz starr sind; denn jeder hört, auch ohne die Bedeutung dieses Lorbas und Pfiakrew zu kennen, die Erregung und Erbitterung des Ostpreußen heraus.

Der Kosak aber? Ja, Gott im Himmel! Der war einmal! Nur die Lanze, zierlich mit einem Fähnchen versehen, richtet sich noch schräg und unverkehrt

*) Ostpreußisch und polnisch. Lorbas Schimpfwort. Deutsch etwa: Du Nas! — Pfiakrew = Du Hund(eblut)!

von dem Rande des ganzen Plastikina-breies in die Luft hinein.

Aber jetzt hat auch Burtach verstanden. Erst sagt er noch: „Manu! Ich bin ganz paff!“ Dann fährt er jach auf und packt soeben die meuchelmörderische Hand; jetzt hat er den ganzen Missetäter gefaßt, und dieser Missetäter, das ist ja der Ostpreuße, der Janke. Die acht Tage, die er nun schon da war, hat er kaum Zipp und Zapp sagen können; jetzt aber steht er seinen Mann, und die Balgerei geht los. Die andern Jungen kugeln johlend auseinander und von den beiden weg, während die Kaufbolde jetzt schon aus der Bank heraus und auf die Beine gekommen sind. Burtach ist der gelenkigere, kräftig genug, sehr kräftig sogar; das haben die Mitschüler schon oft genug erfahren müssen; aber noch kräftiger ist der Ostpreuße. Und doch gebraucht er seine Kräfte nicht. Er wehrt nur die ungestümen Angriffe des Berliners ab, hat schließlich, während der dabei schimpft wie ein Rohrspatz, wortlos seine Handgelenke umklammert; er dreht seinen ungestümen Widersacher, als der mit den Füßen stoßen will, mit sanfter Gewalt um.

Das Hallo der andern dabei! „Feste, Burtach!“ — „Laß mal los, du!“ — Großes Getöse! Eine reine Brandung um die beiden herum!

Doch plötzlich — Ruhe. Dr. Fuchs ist unversehens in den Kreis getreten. Janke läßt den Burtach los. Der aber poltert atemlos heraus:

„Der — hat — hier — meinen — Kosaken — Kaput-
gemacht!“

Alle starren wieder auf die Tischplatte hinunter,
auf der der bunte Plastilinakuchen mit der Lanze
und dem Fähnchen festklebt.

Dr. Fuchs sieht natürlich nicht klar. „Warum
hast du das gemacht, Janke?“

„Ich — ich —“ — Der schwerfällige Ostpreuße!

„Na, was denn? — Ich — ich!“

„Ich — ich — ich konnte nicht anders! Ich —“ —
das Weinen ist dem Jungen nahe! — „ich mußte
dän Kosaken zär — zärschmättern!“

Janke sagt das hart, männlich, unbarmherzig.
Er hat den Blick zum Lehrer erhoben, und dessen
Blick senkt sich jetzt in seinen hinein. Einen Augen-
blick lang nur; aber der Mann versteht jetzt den
Jungen, den Ostpreußen, der nicht mehr anders
konnte, in dem die Wut gegen alles, was wie ein
Kosak ausah, endlich hochgekocht war, der beim
Anblicke des Abbildes der Mordbrenner seiner Heimat
hier die Faust hochgereckt hatte und sie dann nieder-
schmettern mußte. Ja, der Lehrer verstand jetzt den
armen Ostpreußen, und auch diese windhundigen
Berliner ahnten, was da für ein Sturm im Innern
des sonst so ruhigen Janke losgebrochen war. Sie
waren alle so still geworden und blieben still, bis
jetzt der Burtach mit seiner hellen, wütenden und
schrill gewordenen Diskantstimme dazwischenwarf:
„Aber das wollte ich doch tun!“ — Erstaunen

allerseits. — „Deshalb habe ich ihn ja ge-
macht!“ — Burtachs Faust haut zugleich auf die
Plastilina hinunter, daß die Lanze sogar davonspritzt
und auf der Fensterscheibe kleben bleibt. Und noch
einmal: „Das wollte ich ja tun!“

Da findet Dr. Fuchs wieder das Wort. „Na,
Burtach, vergib das dem Janke! Sieh mal, dem
haben die Kosaken noch viel mehr getan als dir und
uns andern allen zusammen!“

„Ja,“ sagt der Ostpreuße leise und nicht weh-
mütig dabei, und die Tränen rollen ihm über die
Backen, „sie haben unser Pachtgut verbrannt und
den alten Urndt, den haben sie totgeschlagen. Mein
Vater hat's — hat's gestern — geschrieben!“

Jetzt haben sich Berliner und Ostpreuße ver-
standen: Burtach ist auf einmal wie umgewandelt.
„Ach!“ ruft er bedauernd aus. „Aber das hast du
uns ja gar nicht erzählt, Janke! Das ändert doch
die Sache!“ — Ein ganz glückseliges Gesicht macht
der Junge sogar auf einmal. — „Da, Janke! Willst
du noch mal zuhauen?“

Janke schüttelt, immer noch mit Tränen in den
Augen, den Kopf. Sein Pachtgut! Der alte Urndt!
Wie äußerlich und kleinlich mag dem armen Flücht-
ling das jetzt alles hier vorkommen, da ihm der
Schmerz um Heimat und Hausgenossen das Herz
zerwühlt!

Der Burtach sogar, der Berliner, der immer
nur oberflächlich schien, der ist jetzt ganz weich-

gestimmt, und sanft sagt er: „Na, ich werde es wegnehmen!“

Er versucht, die klebende Plastilinmasse von der Bank loszuheben. Leicht geht's fürwahr nicht; denn Janke's kräftige Faust hat gründliche Arbeit getan. Wehe euch, Kosaken, wenn erst mal Ostpreußenhäufte so recht über euch kommen werden! Burtach muß hier alles abkratzen und abschaben; endlich hat er's aber geschafft.

„So! Wie ein Kosake sieht's nun nicht mehr aus! Schadet aber nichts!“

„Na, schön nun!“ sagt Dr. Fuchs. „Auf den Platz, Jungs!“

„Es hat auch schon längst geläutet!“ wird ihm von den Jungen selbst zugerufen.

„Um so mehr! Schnell also!“ — — —

Burtach war wie umgewandelt. Gleich in der nächsten Pause war er wieder bei Janke. „Janke, soll ich dir noch mehr Kosaken machen? Die kannst du dann alle ordentlich vertobacken!“

Janke schüttelte wieder traurig mit dem Kopf.

„Na schön!“ — Burtach ist auch damit einverstanden; denn ab und zu kann der Berliner auch Gemüt haben. — „Schade, schade aber, daß ich dem Kosaken nicht auch eins aufs Dach geben konnte!“ —



„Wir lassen uns nicht aushungern!“

Mit dem Glockenschlage beinahe stürzen heute die Quintaner heraus aus der Klasse und werfen mit kühnem Schwung die Mappe auf den Rücken und die grüne Mütze mit dem weiß-schwarzen Streifen auf den Kopf. Hopp, hopp geht's mit Donnergepolter hurtig die Treppe hinunter und über den Eingangstür mit den beiden Windfangtüren weg, und jauchzend springen schon die ersten aus dem Arndt-Gymnasium in Dahlem, dem Berliner Vorort am Grunewald draußen, in die schöne Königin Luise-Straße hinein. Die führt noch ohne Häuser, als eine bloße *via lapidibus strata*, von Steglitz durch die Dahlemer Flur daher, und jetzt könnten diese glücklichen Jungen — rund eine deutsche Meile weg von dem Häusermeer Berlins — den Blick auf den grünen, rauschenden Wipfeln des nahen Waldes ruhen lassen, oder sie könnten über die freien, welligen Gefilde mit ihrem herbstlich-

goldenen Sonnenhauch hinüberschauen nach dem fernen Zehendorf.

Doch nein! Alle diese Jungen haben offenbar keine Zeit für so was. Wie eine losgelassene Meute mit tiefgelegter Nase und gleichsam am Boden hinkriechend, so stürzen sie heran und lassen die Blicke unruhig und hastig die niedrige Hecke überfliegen, den Kiesbelag des Fußweges, das steinerne Grau des Pflasters bis zu den Schienen der elektrischen Bahn. Hüben und drüben. Wie von Riesenhand hingestreut auf die breite Straße scheint auf einmal diese kribbelnde Jungenschar.

„Eine!“ — Jubelnd wird das schon im nächsten Augenblick hervorgestoßen; aber kaum daß die andern auf den kostbaren Fund hinschielen. Sie wissen ja doch alle, was gemeint ist, und was sie alle suchen sollen und wollen. Nämlich Eicheln! Diese simpeln, kleinen, schäbigen Eicheln, und eben sagt Cohrb altklug und wiederholt damit nur ganz verständnisinnig die Worte seines Ordinarius: „Eine Eichel für die Schweine bedeutet immer eine Kartoffel für uns Menschen!“

„Und fein!“ fährt Hermann Kühler schnell fort. „Nicht wahr? Fein, daß sich die Domäne solchen Eichelvorrat für den Winter anlegt und auch noch sechs Pfennig für das Pfund zahlt! Ich habe schon fünf Pfund! — — Nummer 2! Nummer 3!“ — Das wird ordentlich hinausgeschmettert.

Der kleine Uhl hat sich aufgerichtet. „Na ja,

je mehr Eicheln wir sammeln, und je weniger Kartoffeln die Schweine brauchen, desto mehr bleiben doch für die Menschen!“ — Das ist alles ganz vernünftig gesagt, und diese kleinen Kerle, die Quintaner, haben das sicherlich auch begriffen. — „Wir lassen uns doch nicht von den Engländern aushungern!“

„Nein,“ wiederholt Fritz Foh überzeugungstreu, „wir lassen uns nicht aushungern! Nummer vieeer!“

„Ach,“ kommt von drüben, „Nummer vier! Ich habe schon eine ganze Masse!“

Da hält's Fritz Foh hier hinten nicht mehr aus: er stürmt den andern voran. Dicht hinter ihm auf folgen Hans-Jürgen Cohrb und Hermann Kühler; dann andere und wieder andere bis hinter zu dem kleinen Klaus Schuck und Ernst Luwald. „Laß sie nur laufen!“ sagt der ruhig. „Wir finden auch noch welche!“

Jetzt sind die ersten der Quintaner halbwegs hin zum traulichen Dorfkirchlein mit seinem spitzen Türmchen, hinan bis zu der kleinen Straße, die von drüben rechtwinklig auf die stattlichere Hauptstraße aufstößt. Da bleiben die aus dem Arndt-Gymnasium stehen und werfen nicht gerade die liebenswürdigsten Blicke hinüber nach der etwas links liegenden Gertraudten-Schule, der die weibliche Jugend des Ortes anvertraut ist, und Hermann Kühler bringt unwirsch heraus: „Hier ist nun nichts mehr! Da haben die Mädchen schon wieder gesucht!“

Als einmal ein echter Berliner Abschütze, Berlin J. D., Berlin ganz draußen, gefragt wurde, wie sein Lehrer hieße, da antwortete er: „Ich hab' keen'n Lehrer! Mir lernt 'n Mädchen!“ — Ob aber diese Berliner Pflanze „Mädchen“ oder der besser erzogene Dahlemer Junge „Mädchen“ sagte: in der Verachtung der holden Weiblichkeit war es dasselbe, und Hans-Jürgen Cohrb runzelte sogar die hohe Stirn und behauptete: „Meine Schwester muß ihre einfach rausrücken!“

„Aufgepaßt!“ — Es knackt in den Zweigen. Ein kurzes Rascheln oben; ein lautes, hartes Aufschlagen des Knüppels oder Steines unten und dann ein leises, klingendes Hüpfen der fallenden Eicheln!

„Das sind meine, Cohrb! — Gib mal her, Uhl!“

„Ting — ting — ting!“ — Die Elektrische. — „Verdammtte Bande!“ schreit der Führer. „Ist ganz toll! Wenn man einen totfährt, dann —“

Der Wagen saust vorüber; dahinter schießen die Jungen wieder auf die Eicheln zu.

„Das ist meine!“

„Ich habe sie fallen sehn!“

Ein schneller, entschlossener Griff! Zum Streit kommt's nicht! Weiter! — — —

Ein paar Elektrische schon — hinaus, herein — sind vorübergefahren. Längst müßten die Jungen zu Hause sein, und endlich hören auch die Eicheln

auf. Borne, am ersten Arbeiterhäuschen, vor der kleinen Kirche.

Jetzt geht man schnell weiter und zählt dabei die Beute. Aus der rechten Tasche hinüber in die linke.

„37!“ — „Ach, ich habe 72!“ — „90! Oder 91! Ich glaube, ich habe mich verzählt!“ — Es ist ein Wunder, wo jeden Tag noch alle die Eicheln herkommen!

Am „Alten Krug“ ist man jetzt vorn. Da stehen noch einige Mädchen aus der Vertraudtenschule, die Schwestern der Jungen und ihre Freundinnen. Sie kennen sich alle; aber kein freudiger Zuruf läßt sich hören. Eichelneid! Die Blicke scheinen erspähen zu wollen, wie groß die gegenseitige Ausbeute gewesen ist.

„Hast du viel, Grete?“ fragt Cohrb zu seiner Schwester hinüber.

„35!“

Der Junge überschlägt da in Gedanken etwas. „Ist gut!“ sagt er dann erleichtert. „Über hundert! — Worauf wartet ihr denn noch?“

„Auf die Gardeschützen! Ich glaube, sie kommen schon.“

Die Köpfe der Jungen gehen hoch, und die Blicke fliegen zurück, dem Walde zu.

„Ja! Ich höre sie schon singen!“

Sehen kann man noch nichts, da die Straße dahinten an dem kleinen Kossätenhäuschen eine

.....

Biegung macht. Um den „Dorfsteich“ herum, der heute freilich eine Erhöhung mit schönem Baum- und Buschbestand geworden ist. Immer näher aber kommt der fröhliche Gesang, und endlich — ein jubelnder Ruf aus Mädchen- und Jungenmund: „Da sind sie!“ Die Hände zeigen, schlenkern und zappeln nach jener Biegung hinaus.

Eine ganze Kompagnie ist es, Gardeschützen in ihrer graugrünen, schmuckten Kriegsuniform mit dem Tschako im Überzug und dem Gewehr auf der Schulter; sie kommen vom Schießstand und singen jauchzend in den strahlenden Herbstsonnentag hinein:

„Die Vöglein im Walde,
Die fangen so wunder wunderschön:
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiederseh'n!“

Ja, das ist noch Heimat! Das ist Feld und Wald hier draußen in Dahlem! Wie entzückend und zu Herzen gehend klingen diese frischen Worte aus kräftiger Soldatenbrust, diese Worte von den Vögeln im Walde und dem Wiedersehen in der Heimat! Hier draußen in dieser Heimat! Die mehr Heimat ist, als drinnen die Stadt mit ihren starren Häuserklumpen und nackten Mauern! Dort nur die Heimat des Verstandes, hier die Heimat des Herzens und des warmen Gefühls!

„In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiederseh'n!“

.....

„Guten Tag, Gardeschützen!“ — Aus der kleinen Schar der Mädchen ist es keck herausgekommen.

„Guten Tag! Mädels! Guten Tag! Guten Tag!“

Schon sind die Mädels bei den Soldaten und biegen mit ihnen nun ganz um den „Alten Krug“ herum, nach Lichterselde zu. Die Jungen laufen frei nebenher. Die kleinen Mädchenhände aber strecken sich aus; die Gardeschützenhände, sich ihnen entgegen. Auch der Wildfremde ist der jungen Welt hier draußen vertraut, wenn er in der lieb gewordenen Uniform daherschreitet, und schon fassen auch die Mädels nach dem Koppel und haften sich da gleichsam ein, um erst ein paar Schritte mitzuzoddeln, dann aber wacker Schritt zu halten.

So ziehen die Kinder lachend und jubelnd neben den Soldaten dahin, und Offiziere und Unteroffiziere lassen sie ruhig gewähren. Plötzlich hebt die eine das Gesichtelchen hoch. „Gardeschütze, können Sie ein Paar Pulswärmer gebrauchen? Ich habe grade welche fertig!“ —

Wer von den Soldaten nicht am Rande marschirt, sondern drin in der Truppe, der läßt die leuchtenden Blicke auf die sorglos fröhliche Jugend zur Seite schweifen, und stolzer noch als sonst klingt jetzt der Gesang über die Felder weg:

„Gefällt dir meine grüne Tracht,
Du Mädchen mit rofigen Wangen?
Mir sagt dein Auge, das schelmisch lacht,
Dein Herz hat Feuer gefangen.“

Ich gebe dir, was ich geben kann,
Der Liebe lachenden Lohn;
Denn ich bin ein lust'ger Jägermann
Vom Gardeschützenbataillon!"

und Mädchen und Jungen singen jetzt mit:

"Denn ich bin ein lust'ger Jägermann
Vom Gardeschützenbataillon!"

Über die schmucklose Brücke der Untergrundbahn
oder, wie sie hier draußen heißt, der Einschnittbahn
ist man schon längst hinweg. Die Villen fangen
wieder an, und der kleine Erich Uhl wirft seine
Mappe gleich über den väterlichen Zaun, um leichter
laufen zu können. Die paar Schritte bis zur Flur-
grenze hin. Da läßt man die Gardeschützen los.

"Auf Wiedersehn morgen!" schallt es ihnen
nach. "Auf Wiedersehn!" —

Jetzt treten die Jungen und Mädchen zusammen,
und man ist wieder bei den Eichel. „Das ist hier min-
destens ein Viertel Pfund!“ rühmt sich Hans-Zürgen
Cohrb. Drin habe ich genau schon vier Pfund!"

„Ich habe fünf Pfund!“ schreit Kühler da-
zwischen und Schuck: „Ich drei!"

Jeder hat etwas, und eben sagt der kleine Uhl:
„Das sind zusammen genau achtundzwanzig und ein
halbes Pfund!“ — Er macht damit seinem Rechen-
lehrer alle Ehre. — „Das können wir schon verkaufen!"

„Ja,“ meint Luwald bedächtig; „sollen wir uns
denn nun aber Kartoffeln dafür kaufen, damit uns
die Engländer nicht aushungern können?"

„Ach wo!“ — Friß Föß hat es vorgebracht.
— „Wir lassen uns auch so nicht aushungern! Das
Geld, das geben wir der Kriegshilfskasse!"

Keiner fragt: „Woher hast du das?“ Der Ge-
danke ist im selben Augenblick Gemeingut aller ge-
worden.

„Dann müssen wir's aufs Gut tragen! Au
ja!“ —

Worte fallen nicht mehr; aber helle und zu-
stimmende Freude liegt allen auf dem frischen Ge-
sicht, und noch einmal fliegt der Blick den Garde-
schützen nach, deren Gesang verklingend aus der
Ferne herübertönt.

„Wenn andre Leute schlafen,
Dann muß ich wachen,
Muß Schildwach stehn,
Patrouille gehn!"





Zum Geburtstag.

Oben hat es zum Schluß der Stunde geläutet.
„Aufgaben! — Haltung!“

Da blüht's aus dieser recht zutraulichen Untertertia mit tastend fröhlichem Ton heraus: „Hagen hat heute Geburtstag!“

Dr. Fuchs sieht auf das etwas schämisch verlegene Gesicht des kleinen Hagen hin und steigt, wie immer beim Geburtstag, schnell vom Katheder hinunter. Und wie immer kommt ihm das Geburtstagskind auch schon eifertig auf halbem Wege entgegen und empfängt Glückwunsch und Händedruck seines Ordinarius. „Ich gratuliere dir herzlich, mein Junge,“ sagt der dabei, „und ich wünsche dir, daß du Ostern versezt wirst. Und“ — eine kleine Pause, daß auf einmal alle den Kopf höher aufrecken und die Ohren spitzen und ein neugieriges Gesicht machen. Extrazugabe! — „und ich hoffe auch, daß du immer hübsch gesund bleibst und groß und stark wirst, um

dermaleinst dem Vaterlande auch mit der Waffe in der Hand dienen zu können!“

Dr. Fuchs läßt diese Worte gleichsam im Ohr der Jungen ausklingen. Er hält noch immer Hagens Hand. „Na,“ fragt er dann etwas leiser und zutraulich, „was hast du denn nun aber zum Geburtstag geschenkt gekriegt? Kann ich das auch mal erfahren?“

— Eine Gewissensfrage in der jetzt so teuren und schweren Kriegszeit! —

„Zwei Flaschen Kognak, zwanzig Zigarren, hundert Zigaretten —“

„Was?“ — In Dr. Fuchs' Augen malt sich helles und beinahe erschrockenes Staunen, was die andern freudestrahlend bemerken und vermerken. Nur der Hagen, das Geburtstagskind selbst, achtet nicht darauf: er ist nun mal ordentlich im Zuge und fährt freudig fort: „Eine Menge Lichtstummel, acht Stück Seife und Sarotti-Schokolade. Nein, dann noch fünf Tuben mit Sardellenbutter und drei Paar Pulswärmer! Ach ja, und noch Suppenwürfel!“

Ein ganz, ganz leises Lächeln ist da über das Gesicht des Lehrers gegangen; aber er tut immer noch haß erstaunt, so daß die Jungen alle denken, daß er die Geschichte mit dem Kognak und den Zigarren und Zigaretten nicht verstanden hat. Der kleine Lührs legt sich sogar lang über die Bank und meldet sich mit Zuck und Druck, als möchte er den Dr. Fuchs, der so schwer von Verstand scheint, auf seine Fingerspitzen aufspießen. „Herr Doktor! Herr

.....
Doktor! Das will Hagen ja alles den Soldaten ins Feld schicken! Wir schenken ihm auch so was!"

Jetzt hat auch Hagen auf einmal das sonderbare Gesicht seines Ordinarius gesehen. „Ja," stößt er schnell und betroffen hervor, „das will ich ja alles wegschicken! Als Liebespakete! Ach, Pappschachteln dazu habe ich natürlich auch noch gekriegt! Zehn!"

„So, so!" sagt Dr. Fuchs und freut sich scheinbar außerordentlich darüber, daß man ihn eines Besseren belehrt hat. „Nun verstehe ich's! Na eben, was wolltest du denn auch mit Zigarren und Zigaretten machen!"

„Rauchen!" sagt einer da leise und doch laut genug. Aber der Scherz ist zu dumm und zu billig. Dr. Fuchs hört das Wort also gar nicht.

„Haltung!" — Ein Wink. Die Tür springt auf, und alles stürzt hinaus. — — — — —

Als am nächsten Tage Dr. Fuchs gleich in der ersten Pause auf dem Hofe die Inspektion hat, läuft ihm das gestrige Geburtstagskind mit seinen Busenfreunden Lührs und Prüß über den Weg. Da die Hunderte von Jungen, die den großen Portalen entströmen, alle noch ihre ersten Stullen in der Hand haben und sogar doch jedes Raubtier zahm ist, wenn es reichlich zu fressen hat, so geht's jetzt auch noch sehr ruhig auf dem Hofe zu, und der Lehrer hat Zeit, mit den Jungen einen Disput anzufangen.

„Na, Hagen, schon ein Liebespaketchen weg?"

„Eins? — Al—le!" rufen da die drei Jungen laut aus und beinahe überlaut und wie aus einem

.....
Munde, und die Augen reißen sie dabei weit auf.

„Al—le zehn!"

„Alle zehn?" wiederholt Dr. Fuchs erstaunt. „Gestern gleich? Die waren doch noch nicht gepackt!"

„Nein!" erklärt Hagen. „Die haben wir aber eben gestern nachmittag gepackt!"

„Na!" — Lührs' Gesicht strahlt. — „Das war aber ein Klimbim!" — Jeder von den dreien will jetzt reden. Lührs aber behält das Wort. — „Erst hatten wir alles hübsch verteilt, und da war auf einmal die Seife und die Schokolade zusammengeraten!"

„Das habe ich gemerkt!" — Prüß hält den Lührs dabei am Armel fest.

„Ach du!" fährt ihm der jedoch dazwischen. „Du hast es ja gerade erst so zusammengemengt!"

Die beiden Jungen tänzeln währenddessen immer vor ihrem Ordinarius her und versuchen jeder, den andern hinter sich zu schieben und die Erzählung an sich zu reißen.

Dr. Fuchs wehrt ab. „Und was hast du denn dabei gemacht, Hagen? Als Geburtstagskind!"

„Ich habe immer alles abgewogen!"

„Aber er hatte die Kartons vergessen!" sagt Lührs lebhaft. „Da wiegt ja jeder schon 40 Gramm, und nun waren's immer 290 Gramm statt höchstens 275. Ach, dann haben wir alles wieder durcheinandergemiffen!" —

Ja, das war sicher am Tage vorher beim Packen nicht alles glatt abgegangen. Dr. Fuchs

.....
hört's aus der wachsenden Erregung heraus, mit der jetzt der sonst so ruhige Hagen auffährt: „Ja, du hast alles durcheinandergeschmissen!“

„Na, ja! Aber Herr Doktor! Herr Doktor! Es konnte doch nicht jeder bloß einen Pulswärmer kriegen! Einen Pulswärmer!“

„Nein, aber die Seife!“

„Die Seife! Ja, die war's eben!“

Die Jungen reden sich ordentlich in die Wolle hinein. Prüß hat sogar schon ein ganz rotes Gesicht und behauptet heute noch, wie wahrscheinlich auch schon gestern: „Die konnten wir doch dick einwickeln!“

Für so was indessen hat Lührs nur Spott. „Is ja Blat!“ ruft er überlegen und spottend aus. „Das Papier, das wiegt ja unnützlich! Siehst du denn das nicht ein? Das können sie doch nicht fressen!“

„Das sollen sie auch nicht fressen!“ — Ganz giftig! — „Aber Seife ist nötiger als Schokolade!“

Da muß Dr. Fuchs schon dazwischenkommen.

„Na, schön, ich merke: das war jedenfalls eine großartige Raßbalgerei!“

„Ja!“ gibt Hagen das zu und wird etwas rot dabei, als schämte er sich ein ganz klein wenig, daß so was gerade bei seinem Geburtstag passieren konnte. „Beinahe war's so; aber wir haben uns dann wieder vertragen, und um sieben hatten wir doch alles fertig und haben's schnell noch auf die Post geschafft!“

.....
„Und alles hineingestaut?“ fragt Dr. Fuchs.

Da sehen sich die drei Jungen erst ernst, dann verlegen lächelnd an.

„Na?“ — Dr. Fuchs hat die drei forschend unter dem Auge; doch nur zögernd kommt Hagen mit der Sprache heraus: „Ein paar Zigaretten und eine Zigarre waren angebrochen. Die haben wir nicht mit eingepackt.“

„Sondern?“ — Die Jungen drücken; sie sehen verlegen lächelnd vor sich nieder. — „Na,“ fährt Dr. Fuchs in gutmütigem Tone fort, „ich weiß nun schon! Die habt ihr selber geraucht! Na? Na, gesteht's mal!“

Wie Sonnenschein fliegt's da auf einmal über die drei Jungengesichter. „Ja! Lührs hier hat die Zigarre genommen!“

„Um Gottes willen!“ ruft Dr. Fuchs mit gut geheucheltem Erschrecken aus und bleibt mit einem Kuck stehen. „Hat das nicht ein entsetzliches Unglück gegeben, Lührs?“

„Ach wo!“ erklärt der Junge etwas zögernd; aber er scheint doch nicht ganz die Wahrheit zu sprechen. Die andern beiden lächeln auch so eigentümlich dabei. — „Ich habe ja nur ein paarmal dran gezogen. Dem Seger — da drüben, da geht er! — dem ist von der Zigarette noch viel schlechter geworden!“

„Also doch!“ lacht Dr. Fuchs herzlich los. „Das nächste Mal schmeißt lieber die Sache weg!“

.....
„Ach,“ meint Lührs ausweichend, „ich lasse mir zu Weihnachten auch nur so was für die Soldaten schenken. Da können wir's dann schon!“

„Das Rauchen?“ fragt Dr. Fuchs noch lachend.

„Ach nein!“ — Der Junge tut ganz beschämt.

— „Das Packen! Das war fein!“

Die elektrische Glocke zum Schluß der Pause schnurrt los.

„Na, nun trollt euch nur!“ sagt Dr. Fuchs.

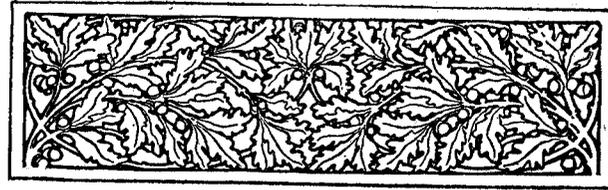
„Lührs! Dort drüben! Papier!“

Lührs und Prüß schießen darauf los. Hagen aber bleibt noch einen Augenblick stehen und sagt: „Wenn die Soldaten antworten, kriegen sie wieder was! Jetzt verstehe ich zu packen!“

Dr. Fuchs muß lächeln. „Das Packen! Immer wieder das Packen! Das war wohl das Heikelste bei der Geschichte?“

„Au ja,“ antwortet Hagen stolz, „dabei hätten wir uns beinahe das Hauen gekriegt!“

„Aha! Jetzt verstehe ich!“ — Dr. Fuchs muß wieder lachen. — „Deshalb habt ihr nachher auch die Friedenspfeife rauchen wollen! Na, nun aber schnell hinauf!“ —



Gefallen und für uns gestorben.

Frisch von der Schulbank weg in die Kaserne! Achtunddreißig von unsern Jungen vom gerade vollendeten siebzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre waren so von uns gegangen, hingerissen von der allgemeinen, sinnberückenden Begeisterung und das Herz geschwellt von der Hoffnung, unsagbar Herrliches zu erleben, mitraten und mittaten zu dürfen und mitkämpfen zu können für Kaiser und Reich. An Leiden und Sterben aber? Ach, daran dachte es nicht, das junge Blut! Es dachte nur an Klingen und Vorwärtstürmen, und es glaubte felsenfest an den Sieg. —

Die meisten dieser achtunddreißig waren bei den Augustanern eingetreten und hatten sich nach einer achtwöchigen Ausbildungszeit beinahe alle im dritten Bataillon des neuerrichteten, Berliner Regiments 202 wieder zusammengefunden. —

Wie hatten sie da bei ihrem letzten Besuche auf

dem alten Flur in der Penne vor dem Direktor und vor einigen ihrer ehemaligen Lehrer gestanden! Hochaufgerect, mit jubelnden Augen und stolz auf ihre neue, schmucke, feldgraue Uniform!

„Aber freilich, nun sind wir keine Garde mehr!“

„Und haben doch alle das Gardemaß! — Na ja, bis auf Cranz!“

„Ach, Garde oder Linie!“ hatte der Kleine da gemeint. „Das ist jetzt doch alles gleich! Unsere 202 sieht auch ganz schön aus! Schwung drin!“

„Nein!“ — Der alte, bedächtige Professor Rohhardt, dem die Jungen ans Herz gewachsen waren, der hatte immer seine eigenen, guten Gedanken gehabt! — „Nein!“ hatte er jetzt gesagt. „Sie haben sogar eine größere Aufgabe als die Garde! Sie sind berufen, einem neuen Regiment ein für allemal unvergänglichen Ruhm zu gewinnen und für das Regiment eine Tradition zu schaffen! Das ist nicht leicht, meine jungen Freunde!“ — Der alte, erfahrene Blick hatte so seltsam sinnend auf der Jugend gelegen. — „Ich denke noch an 70! Dem Tod einmal in die Augen sehn, glaube ich, ist immer schwer!“

Unsere feldgrauen Kriegsfreiwilligen hatten da wohl ernst dreingeschaut; aber, wenn sie auch für den Augenblick geschwiegen hatten, und wenn sie auch zu ahnen schienen, daß auf die freudige Gegenwart noch eine schwere Zukunft folgen könnte, dieses Höchste und Tieffte hatten sie doch wohl nicht recht verstanden!

„Na, wie's auch kommt,“ — damit hatten ihnen Direktor und Lehrer zum Abschied die Hand gereicht — „jeder muß seine Pflicht tun, immer da, wo er hingestellt ist! Und nun noch ein Gottbesohlen! und ein recht herzliches Auf Wiedersehn!“

Die jungen Soldaten hatten militärisch gegrüßt. Sie hatten scheinbar nicht recht gewußt: sollten sie fröhlich oder ernst aussehen. Berlegen hatte Hertler gelächelt, was ihm so wohlstand; aber schon war auf den jungen, frischen und von der Sonne gebräunten Gesichtern die Lebensfreude von neuem aufgeblüht und die Gewißheit wiederzukommen. Die Jugend denkt doch noch so wenig an den Tod!

Dann also waren alle unsere Feldgrauen fortgewesen, erst nach Döberitz, dann nach Brüssel, endlich nach —? Man hörte so manches und konnte doch, streng genommen, rein gar nichts erfahren. Es war geradezu, als wenn das Regiment 202, unser neues, Berliner Regiment, untergetaucht oder gar verschwunden wäre, und ängstlich richteten sich die Gedanken von Lehrern und Schülern nach allen Seiten hin. Wo konnte man von unseren lieben, feldgrauen Jungen wieder etwas hören oder sehen? Daß verschiedene Gerüchte umliefen, das vermehrte nur die Spannung und Unruhe. Die Regimenter 202 und 206 sollten Gewaltmärsche gemacht haben, nach der äußersten Südwestecke von Belgien hinaus, wo die Engländer hätten durchbrechen wollen. Der eine Tertianer erzählte, sein Bruder wäre beim

zweiten Bataillon des 202. Regimentes und hätte gleich am ersten Tage vierzig Kilometer marschieren müssen; am zweiten Tage noch mehr, und jetzt läge er, nur mit Mühe belgischem Meuchelmord entgangen, in einem Lazarett da draußen!

„Wo da draußen?“ hatte Dr. Fuchs hastig gefragt.

„Das wissen wir auch nicht! Die Adresse hat er nicht mitschreiben dürfen. Da draußen!“ —

Ja, da draußen waren sie! Vielleicht schon in Not und Kampf? — — — — —

Am andern Morgen fand Dr. Fuchs in seinem Fache im Konferenzzimmer eine Feldpostkarte vor, die, in ein nach Deutschland zurückfahrendes Auto geworfen, überraschend schnell hergekommen war. Nur wenige Worte von Menzels Hand standen darauf; aber sie machten dem Lehrer das Herz bleischwer und die Augen feucht. „Der kleine Cranz,“ so war auf die Karte flüchtig hingekritzelt, „war heute morgen im Schützengraben zu unvorsichtig. Er kriegte einen Schuß durch den Kopf. Wir haben unsern lieben Freund und Kameraden jetzt bei einbrechender Nacht soeben der Erde übergeben. Neben der Kirche im Dorfe hinter uns. Wir haben alle geweint!“ —

Was denn? Cranz? Dieses sprühende Leben? Er war der erste Kriegsfreiwillige der Schule gewesen; er sollte den andern auch in den Tod vor-

angegangen sein? Und schon in der Erde liegen? Und so fern von der Heimat? —

Dr. Fuchs ging mit der Karte sofort zum Direktor; der war ebenso erschrocken wie er. Hier hatte der Tod nahegegriffen! Das also war der Krieg! Schonend wollte der Direktor die Eltern vorbereiten. —

Dann folgte wirklich das Ringen bei und um Dirmuiden. Die alten Schüler schrieben treu, so weit sie noch am Leben waren. Mit dem Liede „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ hatten sie angefangen; des teuren, lieben Vaterlandes gedenkend waren sie — morituri te salutant — mit „Deutschland, Deutschland über alles!“ in den Tod gegangen. Mehrere sollten gefallen sein; unter ihnen von den Notabiturienten: Menzel und Piehl und Hertler; auch zwei Obersekundaner, ein Untersekundaner und der Obertertianer, der einzige, der aus seiner Klasse mitwar.

Auch Hertler also? Das einzige Kind seiner Eltern! Die arme Mutter! Dr. Fuchs erinnerte sich wohl der Worte, die Menzel damals bei dem Besuch in Uniform vor der Prima gesprochen. Ja, die arme Mutter! Man hörte nachher, sie wäre wie von Sinnen und schrie nur immer: „Mein armes Kind! Mein armes Kind!“ Hertler war es gewesen, der nach dem Willen seines Vaters bei den Franzern hatte eintreten sollen. Vielleicht wäre er dann noch am Leben gewesen, trotzdem doch die Franzosen das

zweite Bataillon des schwer betroffenen Regimentes 202 gestellt hatten. Doch wer wollte über den Tod hinaus hier mit dem Schicksal rechten? —

Nach und nach sickerte von den Jungen in den andern Klassen her, durch Einzelberichte, durch die überlebenden Kriegsfreiwilligen mehr heran: von tollkühnem Draufgehen, von heldenhaftem Sterben. Sieben waren wirklich gefallen; neun andere verwundet; vier vermisst. Ein dies aber war es für das Regiment, für die Familien, für die Schule.

Es lag wie eine überschwere Last auf allen; nur die Unterklassen spielten noch sorglos und unbefangen, wie auch sonst, auf dem Hofe herum. —

Tief kam der Schmerz dem Direktor aus dem Herzen, als er in der Sonnabendandacht den versammelten Schülern Heldentat und Heldentod ihrer alten Mitschüler mit trauerumflorter Stimme verkündete.

Die Jungen saßen zunächst schweigend da, die Großen hinten, die Kleineren vorn. Neugier mehr als sonst etwas lag bei den Worten des Direktors auf den jungen und jüngsten Gesichtern. Je weiter jedoch der Blick hinglitt zu den Tertianern und Sekundanern und endlich zu den freilich nur noch wenigen Primanern, desto mehr begegnete er dem Ernst und der hänglichen Bedrückung, ja, dem schreckensvollen Entsetzen, trotzdem doch gerade unter den alten Kameraden der Gefallenen alles schon bekannt war. Wie hatten die, welche draußen vor

dem Feind den süßen und ach, so bitteren Tod im Kugelregen und Granatenwetter gestorben waren, wie hatten sie doch noch vor wenigen Wochen so freudig unter ihnen gelebt, hatten mit ihnen gesungen, waren mit ihnen auf dem Schulhof herumgetollt, hatten ihnen die Hand geschüttelt, hatten gutmütig geschimpft und hinterher froh gelacht. Und jetzt? Manchem dieser jungen Menschen hier auf den Bänken der Aula war der Tod schon nahegetreten; nie aber mit einer so grausam reichen Ernte unter blühender, befreundeter Jugend. Dort drüben, der lange Rother aus der Unterprima, dem der Vater damals nicht die Erlaubnis gegeben hatte, sich freiwillig mit den nun Gefallenen zu melden, und der immer herumgelaufen war, als schämte er sich, noch dazusein, der griff jetzt nach der Hand seines Nachbarn und drückte sie, daß der hätte aufschreien mögen, und wie ihr streifte Piehls, des Unterprimaners, des jüngeren Bruders des gefallenen Abiturienten feuchter, tränenumflorter Blick über den Direktor hin zur Decke hinauf und dann schwer zum Boden hinab. Das Gesicht zuckte vor verhaltenem Schmerz, und die Hände umklammerten zitternd das Gesangbuch.

War's die tiefwahre und innerlichste Ergriffenheit des Direktors? War es die stumme Verzweiflung der zurückgebliebenen Brüder, die still nach Fassung rangen? Waren es die Wiber der von uns Gegangenen, die uns jetzt gleichsam um-

schwebten? War es das eine oder das andere oder alles zusammen? Es wurde trotz der sechshundert Jungen hier einen Augenblick so totenstill in der hohen Aula, daß jeder die leisen Schwingen des Todes zu hören oder zu fühlen glaubte. Tränen rollten einigen der älteren Schüler über die Wangen; fürwahr, sie brauchten sich ihrer nicht zu schämen! Auch Dr. Fuchs fühlte, wie es ihm wieder warm in die Augen stieg. Er blickte vorwärts zum Direktor hin, der soeben als den letzten derer, die für das Vaterland gefallen waren, Menzel nannte, den alten Primus omnium, den doch alle gekannt hatten.

Da — was denn? Eine Bewegung unter den Jungen, gerade in der Mitte der Aula, unter dem großen Kronleuchter! Der Ordinarius der Quarta beugt sich vor; er scheint einigen Jungen ein Zeichen zu geben oder ihnen zuzureden. Der Direktor spricht vorn auf dem Pult langsamer, als wenn er sogar innehalten wolle.

Es waren Quartaner, die unter dem Kronleuchter saßen, und jetzt wurde — trotz der kleinen Welle der Unruhe, die über die Gesamtheit hinging — ein unterdrücktes, leises Schluchzen hörbar. Dr. Fuchs sah es jetzt, der kleine Schulz aus der Quarta, der weinte bitterlich in sein Taschentuch hinein. Ja, auch den Kleinen hatte der Schmerz urplötzlich gepackt. Menzel war ja doch sein Privatlehrer gewesen. Und wie das so ist: auch die andern Quartaner, wie sie da um ihren Mitschüler herumsaßen, fühlten

sich gedrückt und ergriffen; sie hielten sich ruhig und schweigend; viel fehlte sicherlich nicht, und sie hätten mitgeweint.

Dr. Fuchs saß am rechten Ende einer der langen Bänke, neben der Untersekunda, bei der er in der letzten Stunde den Unterricht gehabt. Sein Blick ging in die Weite, zur Orgel vor. Plötzlich, was war denn nur das? Es bewegte sich da auf einmal etwas vor ihm, und sein Auge stellte sich unwillkürlich anders und gerade darauf ein. Wo die Quintaner saßen — oder waren es die Sextaner? — da wollten sich zwei Jungen versteckt, aber doch wahr und wahrhaftig mit den Schultern leise hin und herstoßen. Diese Jungen, die hatten bis jetzt innerlich sicher nichts gefühlt; für sie hatte der Direktor nur leere Namen genannt, so, als wenn sonst bei der Verlesung die Namen von irgendwelchen Mitschülern verlesen wurden, die man doch nicht kannte; ohne Zusammenhang; interesselos.

Der Mann fühlte, wie der flammende Unwille in ihm emporstieg. Das konnte und durfte nicht sein. Er stand unauffällig auf und ging leise und langsam an der Wand zu der Bank der beiden Jungen vor. Die aber sahen jetzt erschrocken zu ihm auf, während die Nachbarn verstohlen lächelten.

„Für uns gestorben!“ — Das Wort, das der Direktor eben mit innerer Ergriffenheit sprach, es war allen aus der Seele gesprochen. Ja, unsere Kriegs-

frewilligen, die in den ehrenvollen Schlachtentod gegangen waren, sie waren für uns gestorben, und die andern, sie waren noch jederzeit bereit, ihr Leben für uns in die Schanze zu schlagen. Die heute den Kameraden das Grab gegraben, sie konnten morgen selber —

Ein kleiner Sextaner vor Dr. Fuchs drehte währenddessen das Gesangbüchlein in seinen Händen immer hin und her und betrachtete dabei jede Seite so eifrig, als gäbe es sonst nichts mehr auf der Welt. Auf die Worte des Direktors hörte er scheinbar gar nicht hin.

Dr. Fuchs mußte den Blick von dem Jungen wegwenden, zum Direktor vor, der inzwischen weiter gesprochen hatte und seine Rede soeben mit den Worten schloß: „Nie werden wir euer vergessen können! Valete, candidae animae! Valete!“ —

Schnell und unauffällig schritt Dr. Fuchs zu den Primanern zurück. Hier — das fühlte er wohl — lebten die gefallenen Kameraden im Herzen derer, welche sie gekannt und geliebt hatten, und welche sie in alle Ewigkeit mehr als je lieben würden. —

Der Direktor war aus seinem Rednerpult heraustrgetreten. Die Orgel hob leise mit ihrem Vorspiel an, und endlich erklang das tröstende „Was Gott tut, das ist wohlgetan!“ durch die Aula hin. Das legte sich wohltuend und beruhigend auf die erregte Seele. —

Langsam leerte sich die hohe Halle. Schwer-
mütig tönte es dabei jetzt von der Orgel her

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit!“

Ich hatt' einen Kameraden! Jeder dachte da wohl an den, der ihm der liebste gewesen war von allen, die draußen gefallen und für uns gestorben waren. Ja, für uns gestorben! —

Valete, candidae animae! Valete!





Der Klassenstrategie.

Nacht Uhr früh in der Obersekunda. —

Es muß bald zum Unterricht läuten. Unlustig zur Arbeit sitzen die jungen Leute auf ihrem Platte oder stehen wohl auch da hinter den Bänken herum, trotzdem doch den Herrn in den Oberklassen das Stehen bei „nachtschlafender“ Zeit gewöhnlich noch etwas schwer fällt.

„Gibt's was Neues?“ fragt Cohrs und streckt sich dabei ganz ungeniert und offenmäulig gähnend und lang und länger werdend wie ein Regenwurm, zu Ahrends, seinem Nachbar, hinüber. — „Du! Gibt's was Neues?“

„Ach,“ kommt es mißmutig als Antwort zurück, „wo soll ich denn was herwissen?“

„Na, du hörst doch sonst die Flöhe husten!“

„Heute nicht!“ —

Da gähnt Cohrs noch einmal zum Gotterbarmen und kriecht — genau wie der Regenwurm — wieder

zusammen. Im nächsten Augenblick indessen rückt er sich hoch und horcht — Hals lang, Augen groß — gespannt auf. „Donnerwetter!“ stößt er hervor. „Warschau? Hör' doch mal!“

Er braucht das nicht besonders zu sagen. Sie haben's schon alle gehört, das Wort, und hören's jetzt immer deutlicher.

„Warschau! Warschau gefallen!“ —

Alle Müdigkeit und Latschigkeit ist verschwunden. Die Jungen springen aus den Bänken heraus und stürzen zur Tür hin. „Warschau! Is ja großartig! Frei, frei!“

Noch sind die meisten nicht bis zur Tür gelangt, der hochwillkommenen Nachricht entgegen, da stürzt Magnus, und ausgerechnet nun gerade dieser tolle Magnus, in die Klasse herein und wirft sich unter die Kameraden, daß die unwillkürlich zur Seite springen. „Warschau gefallen!“ schreit er. „Warschau! Warschau gefallen! Frei! Frei!“ — Seine Mappe fliegt dabei auf den Tisch, daß es nur ordentlich so knallt und der zur Nacht leise aufgelagerte Staub sichtbarlich wegstiebt. — „Warschau gefallen! Frei!“

Um den Jungen, der da schreit wie alle homerischen Helden zusammen, drängen sich schon die andern herum. Sie freuen sich; aller Augen glänzen. Sie schreien durcheinander, bis auf einmal die Frage sich klarer aus dem tollen Tohwabohu heraushebt: „Magnus, woher weißt du denn das?“

Mit einem Schlage ist's still geworden. Wie ein gelinder, aber tüchtig dämpfender Schreck fährt es über die ganze, soeben noch so lärmende Gesellschaft hin. — „Ja, Magnus, woher weißt du's denn?“

„Woher ich das weiß?“ — Der Junge steht breitbeinig da, mit geöffneten Armen und etwas zur Seite gehaltenem Kopf. — „Woher ich das weiß? Das weiß ich eben!“

Da werden die andern alle wieder lebendig. Sie haben auf einmal das Gefühl, daß Magnus ihnen mal wieder etwas vorgeflunkert hat, dieser tolle Kerl, und die helle Empörung flammt um ihn her auf.

„Also, sage mal gleich! Woher weißt du das?“

„Ich weiß es!“ läßt Magnus alles Gebein ruhig zappeln. — „Ich weiß es eben!“

„Das ist gar nicht gesagt! Dann ist's also einfach nicht wahr!“

„Es ist wahr!“ — Der Bengel, der Magnus, weidet sich gleichsam an der Ungeduld der Mitschüler.

„Beweis!“

„Schön! Also paßt Achtung!“ — Jedes Wort kommt gewichtig, langsam, klar, eins von dem andern losgelöst aus Magnus' Munde. „Eben — hat — es — mir — Liedtke — wohlverstanden der olle Liedtke — Geheimer Rechnungsrat im Kriegsministerium, verraten! Eben — auf — der — Treppe!“

„Was?“ sagt der kleine Pohlmann ganz erstaunt. „Wie kommt denn der hier auf die Treppe?“

Da stutzt Magnus. Plötzlich aber schreit er auf: „Nee, is ja zum Schießen! Hier auf der Treppe in der Penne! Nee du! Bei uns zu Hause! In unserm Hause! Der olle Liedtke wohnt nämlich über uns! Verstehste jetzt?“

Pohlmann sagt gar nichts mehr; Cohrs aber, der sich während des Krieges immer gut auf dem Laufenden gehalten hat, stößt auf einmal hervor: „Ach, ist ja Unsinn! Dann hätte man doch auch gestern abend schon was davon gehört!“

„Gestern abend?“ — Magnus bringt das, ganz erhaben und verächtlich lächelnd, heraus. — „Wenn der olle Liedtke es doch jetzt eben erst aus dem Nachtdienst mitgebracht hat! Na?“

„Pst! Pst!“ — Die Jungen flühen auf ihren Platz: der Lehrer ist da, und Schillers Wallenstein soll eben weiter besprochen werden, da meldet sich Cohrs und steht auf.

„Ach, Herr Professor, darf ich mir eine Frage erlauben? Magnus behauptet, Warschau ist gefallen!“

„Ja!“ ruft Magnus einfach dazwischen. „Hindenburg hat Warschau genommen!“ — Die Augen des Jungen fordern gleichsam die ganze Welt zum Widerspruch — zum nutzlosen natürlich! — heraus.

Von Wallenstein bis zu Hindenburg ist ein weiter Weg, und trotz seiner sonst ganz bekannten

und anerkannten geistigen Beweglichkeit kann der Professor diesen Jahrhundertsweg so im Nu doch wohl nicht zurücklegen. Er sieht erst Cohrs an, dann Magnus, dann die Klasse. Plötzlich aber rafft er sich auf. „Ach, Unsinn!“ ruft er aus. „Eitles Gerede!“ Mit einem mißbilligenden Blick auf Cohrs: „Das gehört übrigens jetzt durchaus auch nicht hierher! Weiter!“

Ja, es ging jetzt weiter mit dem Wallenstein und seiner Schuld. Aber die ganze Sache schlug doch, wenn man so sagen darf, nur mit einem Flügel. Die Jungen waren mit der Hälfte ihres Verstandes und ihres ganzen Fühlens und Denkens immer noch bei Warschau und Hindenburg. Mit dem Ohr waren sie sogar von A bis Z draußen, und hier und da hob einer den Kopf höher, weil er eine Bewegung auf dem Hof, auf dem Flur, in der Klasse darunter oder in der Untersekunda nebenan zu spüren glaubte, vielleicht auch gern spüren wollte. Er hörte nichts, aber dafür glaubte ein anderer, ganz sicher etwas gehört zu haben, und so nach und nach und ganz allmählich im Laufe dieser einmal ausnahmsweise recht langweiligen Wallensteinstunde war jeder einzelne zu dem ceterum censeo gekommen: „Warschau ist gefallen!“ oder: „Warschau ist nicht gefallen!“

Wie der Professor sein Pensum einschrieb, da rumorte es schon; da wurde schon „Partei für“ und „Partei wider“ klar. Raum war aber der Alte hinaus, da ging's los!

„War ja ein ganz infamer Schwindel von dir, Magnus!“

Magnus' Rechte arbeitet in der Luft herum. „War kein Schwindel! Wir werden's ja bald sehen! Wenn ein Schutzmann vom Generalkommando die Nachricht bringt!“

„Na, hoffentlich!“ bemerkt ein vorher Gläubiger, der doch auch schon sorgenvoll geworden ist.

„Nein!“ hält aber Cohrs dem die Stange und richtet sich höher auf. „Menschen! Warschau kann ja auch noch gar nicht genommen sein!“

Die gute Hälfte der Klasse stellt sich jetzt auf die Seite des Zweiflers. „Na, freilich! Cohrs hat recht! So nahe sind ja unsere Truppen auch noch gar nicht an Warschau hingewesen!“

„Sie sind dran!“ — Magnus ist wieder auf dem Plan. — „Sie sind sogar drin! Hindenburg hat sie eben ohne weiteres so ran- und rein-geschmissen!“

„Jawohl! Hat sich was mit ran- und rein-schmeißen! Kann sie doch nicht über die Sümpfe wegschmeißen!“

Da stützt auch die Für-Partei. Mewes jedoch, der immer sonst das Neueste weiß oder doch gern das Neueste glaubt, der reißt jetzt die Sache an sich. „Über die Sümpfe weg?“ meint er verächtlich. „Hindenburg kann ja die Stadt auch von Osten genommen haben!“

Über nun die großen, empörten, funkelnden Augen, die Cohrs macht! „Menschensfinder!“ fährt er mit aufquellender Entrüstung dazwischen. „Denkt ihr denn, Hindenburg kann alles?“

„Ja,“ wird ihm von drüben zugerufen, „der kann alles!“

Kurz und verächtlich lacht Cohrs da auf. „Na, kann er zum Beispiel auf den Mond klettern und dabei Kikeriki schreien?“

„Dämliche Frage! Aber Warschau kann er nehmen!“

„Kann er nicht nehmen! Oder kann er jetzt noch nicht nehmen!“ behauptet Cohrs hartnäckig und steht da wie eine Säule im Kampf. „Er wird's mal nehmen, oder, wie ich glaube, die Russen werden mal ganz alleine rausgehen! Jedenfalls, bis jetzt hat er's noch nicht genommen und kann's auch noch nicht genommen haben!“

Da Cohrs auch sonst als kluger, nachdenklicher Mensch gilt, macht er, gerade auch durch seine sichere Bestimmtheit, die von der andern Partei recht schwankend. Einige sehen Magnus schon wieder zweifelnd und vorwurfsvoll an, so daß der auffährt: „Na, Cohrs, das müßtest du doch auch mindestens beweisen! Großes Maul haben kann sonst jeder!“

Cohrs hat seinen Widersacher einen Augenblick starr angesehen; dann stürzt er plötzlich, ohne noch ein Wort zu verlieren, zum Katheder vor, und mit

der Kreide haut er einen nach links offenen Halbkreis hin. „Weichsel!“ — In der Mitte des Bogens ein kleines, kräftiges Kreuz. — „Warschau! Und nun paßt mal auf!“ — Riß, raß, Kreuz unter Warschau. — „Zwango-rod!“ — Riß, raß, Kreuz über Warschau. — „Nowo-Georgiewsk! Also! Und nun sage ich: Hindenburg könnte Warschau von Osten erst angreifen, wenn er diese beiden Festungen hätte!“

„Kann er nicht dazwischen durch?“ wird dem Klassenstrategen da von hinten zugerufen.

„Hat sich was, zwischendurch!“ — Cohrs dreht sich dabei wütend um. — „Ganz so dumm sind die Russen doch auch nicht! Da würden sie ihn wohl schön in die Klemme nehmen!“

Jetzt tut aber auf einmal der ganze Kranz der Jungen, der sich um das Katheder herumgelegt hat, furchtbar empört. Die Für-Partei wächst. Hier und da schäumt es sogar ordentlich auf, und ein kurzes Gelächter blüht dazwischen. „Ach, bist du ein Schlaukopf, Cohrs! Hindenburg wird sich gerade in die Klemme nehmen lassen! Hahaha!“ — „Na, du nimmst ihn sicher nicht in die Klemme, Cohrs!“

„Ich nicht!“ kräht Cohrs den Magnus an. „Aber die Russen!“

„Die Russen!“ — In Magnus flammt es empor. — „Die Russen! Du Affe! Wenn du das schon sagst! Das ist eine reine Beleidigung für Hindenburg!“

„Gar nicht! Aber —“

Da steht Mewes neben Cohrs auf dem Katheder. Er hat das mit den beiden Flankenfestungen von Warschau wohl eingesehen und fährt jetzt auf der Wandtafel von Norden her auf Warschau zu. „Kann denn nun,“ fragt er nachdenklich, „Hindenburg nicht von oben kommen?“

Die andern haben aufgehört, und es ist jetzt ganz still geworden. Magnus ist gleichsam ausgeschaltet, und schon ertönt auch hinter Cohrs und Mewes ein „Ja, von oben!“ und „Von Norden her!“

„Auch nicht!“ ist aber Cohrs unerbittlich in seiner strategischen Logik. „Hier!“ — Eine geschlängelte Linie von Nowo-Georgiewsk aus, erst nach Norden und dann nach Osten hinaus und auf dem Knickpunkt ein Kreuz. — „Lomsha! Auch Festung!“ — Zwischen Nowo-Georgiewsk und Lomsha fliegt Kreuz um Kreuz auf die Tafel. — „Serock, Pultusk, Rozan, Ostrolenka und weiter hinauf am Bobr“ — Kreuz — „Dssowiec und da am Njemen“ — langer Strich wie ein großes Fragezeichen und Kreuz und Kreuz — „Grodno und Rowno! Na, was sagt ihr nun? — — — Also!“

Die Jungen, beinahe alle durch die Bank jetzt, haben in ihrem Gefühl geschwenkt, wenn es einige auch noch nicht zeigen wollen. Aber einer leiht der Ansicht aller Worte und sagt, obgleich immer noch etwas zögernd: „Du, Magnus! Es sieht aber doch beinahe so aus, als ob Cohrs recht hätte!“

„Nein und abermals nein!“ vermißt sich Magnus hoch und heilig. „Die im Kriegsministerium müssen es doch wissen!“

Da läutet es zum zweiten Male. Die Pause ist zu Ende. Cohrs nimmt den Schwamm und wischt alles, was er da so hastig auf die Tafel geworfen hat, ruhig wieder ab. Dann tritt er mit einem leisen Lächeln auf dem Gesicht vom Katheder herunter und sagt ein wenig gönnerhaft und beinahe mitleidig: „Na, bist eben auch mal auf den Leim getrocken, Magnus!“

Der aber fährt da auf. „Na, du, so was verbitte ich mir!“ — Er ist schon durch den Verlauf der ganzen Geschichte schwer gekränkt, und — Dunnerkiel nich noch mal! — nun soll er wohl noch Spott und Hohn dazu haben! Vielleicht ärgert er sich auch darüber, daß er selber so leichtgläubig gewesen ist. — „Ich werde mir doch auch meine Leute ansehen! Der Herr Geheimrat Liedtke ist zuverlässig!“ — Er nimmt dabei die rechte Schulter wie zum Angriff vor. Cohrs indes, der größer ist als er, fürchtet sich durchaus nicht. Etwas gereizt sagt er nur jetzt auch: „Du bist eben der Gelackmeierte gewesen und dachtest dann, wir wären hier dumm genug, dir den Stuß zu glauben!“

„Du wirst gleich ein Koppstück kriegen!“

„Menschen!“ — In der Tertia wäre es zum Hauen gekommen. Hier in der Obersekunda sind die Mitschüler schon vernünftig genug, ruhig da-

zweischenzutreten. — „Nu macht man keinen Quak! Warschau ist eben wirklich noch nicht genommen!“

Magnus gibt sich nicht. „Doch ist es genommen, und wenn wir das jetzt vielleicht noch nicht erfahren dürfen, so wird Hindenburg schon wissen, warum er es —“

„Platz! Platz!“ — Der kleine Pohlmann stürzt von der Tür her heran. — „Fuchs! Fuchs kommt!“
Colloquium exest — silentium!

Der Klassenstratege hat aber doch Recht behalten: Warschau war damals wirklich noch nicht gefallen. Noch lange nicht. —



Wie die Jungen gesammelt haben.

Ein Junge verschenkt ganz gerne etwas, wenn er es nicht gerade essen kann; denn essen wird selbstverständlich von der Sexta bis zur Prima hinauf groß geschrieben. Also brachten die Jungen auch manches Scherflein zur Schule mit, als für das Kote Kreuz gesammelt werden sollte; aber sie taten das doch nur äußerlich und ohne so recht mit dem inneren Menschen dabei zu sein. Ja, sie taten es zuweilen sogar recht bummelig; denn die paar Pfennige, die sie von den Eltern für solche Sammlung bekommen hatten, die schleppten sie oftmals noch tagelang mit sich in der Tasche herum, und so mußte auch Dr. Fuchs eines Sonnabends nach der Stunde in seiner Untertertia vom Primus hören: „Die meisten haben in dieser Woche noch nichts gegeben. 39 Pfennig sind eingekommen.“

„Tür zulassen!“ sagt da der Lehrer. „Dann müssen wir uns schon mal ein paar Minuten von der

~~~~~  
Pause abkneifen. Erst werde ich wenigstens die erste Mark vollmachen!“ — Er greift dabei in die Tasche und läßt einen Pfennig, einen Groschen und ein Fünfzigpfennigstück nacheinander in die kleine Blechbüchse hineinfallen, die vom Primus auf das Katheder gestellt worden war. „So! Eine Mark voll! Na, und wer hat nun noch ein Herz im Leibe und ein paar Pfennige in der Tasche fürs Rote Kreuz?“

Da kommt durch den Mittelgang Diesing vor. „Biel ist's nicht, aber doch was!“ — Es klingt recht gebewillig und doch auch wie eine Entschuldigung. Sein Beispiel aber scheint zu wirken. Jetzt sind schon mehrere auf dem Weg zur Klassenschatulle. So nach und nach sammeln sich etwa zehn Jungen vor dem Katheder an.

Diesing also war der erste. Er hält einen Groschen zwischen Daumen und Zeigefinger und bringt ihn jetzt langsam über den Schlitze der kleinen Sammelbüchse. Aber er läßt seinen Obolus nicht ohne weiteres fallen; nein, er neigt den Kopf etwas zur Seite, kneift das linke Auge zu und visiert so gleichsam und zielt bedächtig. Mit Staunen sieht Dr. Fuchs dem Gebaren des Jungen zu: der Groschen soll offenbar glatt durch den Schlitze fallen. Ein Augenblickchen noch; dann — ein helles Aufschlagen in der kleinen Blechtruhe. „So!“ sagt der Junge und lächelt noch einen Moment stillvergnügt auf den Schlitze los.

~~~~~  
„Fein!“ spricht Dr. Fuchs seinen Beifall. „Glatt hinein!“

Da blickt ihn Diesing, immer noch lächelnd, an und dreht sich um. An den guten Zweck der Sammlung hat er scheinbar nicht gedacht und auch nicht an das Rote Kreuz. Für ihn war das ein kleines Vergnügen. Aber jetzt — „Vergnügen exest!“ —

Der zweite Junge, Michels, hat es etwas eiliger. Er sieht seinen Ordinarius gar nicht an, so daß der ihn dafür um so besser beobachten kann. Und doch gibt's eigentlich wenig dabei zu beobachten; denn Michels hält sein Geldstück zwischen den Fingern und dem Daumen verborgen, und er möchte die Finger auch beinahe mit hineinstecken in den Spalt, daß Dr. Fuchs mit dem besten Willen nicht sehen kann, was Michels da eben leise hineinschiebt. Etwas verlegen sieht dabei der Junge noch aus. Er wollte sicher nicht sehen lassen, was er geopfert hat, und Dr. Fuchs' Blick ist auch schon rücksichtsvoll zur Seite gegangen. —

Und doch möchte der dritte Junge, der sich eben noch schnell vorgedrängelt hat, gerade den Blick seines Ordinarius haben.

Neander ist es, der reiche Neander. Er könnte ja freilich sein Geldstück ohne weiteres in die kleine Truhe werfen; aber sehen soll das doch offenbar Dr. Fuchs. Als der jedoch immer noch zum Fenster hinausblickt, da macht sich Neander bemerkbar. „Herr

.....
Doktor," sagt er hastig, „darf ich diesmal eine Mark geben?“ —

Wenn der schüchterne, bescheidene Michels sein Geldstück zu tief gehalten hatte, nun, Neander hält es dafür um so höher. Eine Mark ist es! Eine ganze, deutsche Reichsmark! Die Klasse von hinten bis vorn, von der Wand bis zur Fensterreihe hinüber kann die sehen, die Mark. Vielleicht soll sie die sogar auch sehen. Vor allen Dingen soll Dr. Fuchs sie sehen, und jetzt sieht er sie auch; denn Neander hat noch einmal deutlicher, lauter, einschmeichelnder gefragt: „Herr Doktor, darf ich diesmal eine Mark geben?“

„Ob du darfst? Das mußt du deine Eltern fragen?“

Da bringt Neander seine Mark über den Schlitz in der Truhe; aber er läßt sie noch nicht hineinfallen. Dr. Fuchs weiß, der Junge „schmeißt sich gerne ran," will immer bemerkt und gelobt sein. Beinahe kommt es ihm vor, als wollte ihm Neander noch länger Gelegenheit geben, dieses riesige Opfer, dieses Markstück, zu bewundern; denn noch immer hält der Junge es über dem schmalen Spalt fest.

Dr. Fuchs hebt den Blick neugierig, um dem Neander ins Gesicht zu schauen. Der aber zieht auf einmal die Hand zurück und sagt: „Vielleicht gebe ich doch lieber diese Woche nur fünfzig Pfennig und die nächste Woche wieder fünfzig!“

„Das ist aber dann doch auch eine Mark!“

.....
antwortet Dr. Fuchs schnell. Er kennt seine Pappenheimer; nun denkt er, daß Neander mit seiner Mark nur prahlen wollte, und er möchte ihn dafür jetzt festnageln. „Fünfzig und fünfzig gleich einer Mark!“

„Ja, dann könnte ich aber die nächste Woche doch auch was geben!“

„Na, wenn schon denn schon! Dann gibst du eben jetzt die Mark und die nächste Woche nichts!“

„Ja," sagt Neander bitter-süß lächelnd, und das Markstück — senkt sich. —

Währenddessen haben die Jungen unten auf den Bänken den Kopf hochgereckt, und die andern, die noch hinter Neander stehen, gucken neugierig um seine Schultern herum. „Na!" hilft einer gleichsam drücken. „Los doch!" Sie möchten natürlich alle wissen, wie die Sache ausgehen wird, und sie lächeln so schadenfroh und vielsagend, als die Mark endlich den Fingern des Geiztragens entgleitet. —

Der kleine Böhm, der dicke Glau und die andern noch, sie lassen schnell oder langsam und ganz natürlich ihren kleinen Beitrag in die Versenkung fallen. Sie gehen darauf auch ganz natürlich auf ihren Platz zurück, als wenn nichts gewesen wäre. Nur Neander macht ein Gesicht, als käme ihm jetzt als zu teuer erkauft vor, daß Dr. Fuchs ihn einmal so recht wohlthätig gesehen hat. — — — — —

Schneller als bei diesem bloßen Geldsammeln waren die Jungen, besonders in den unteren Klassen,

zur Hand, wenn Postkarten mit den Bildnissen unserer Feldherrn angeboten wurden.

„Ach, da nehme ich auch welche!“ hörte Dr. Fuchs eines Tages auf dem Unterflur einen Quartaner sagen. „Das Geld lasse ich mir von meinen Eltern schenken!“ —

Ein anderer Kleiner mit blankgeputzten Augen kräht auf: „Na, da würde mein Vater mich schön fenstern!“

„So?“ — Dr. Fuchs geht gerade neben dem Jungen hin und sieht ihm in das frische Gesicht. — „Deinem Vater wird das auch ein bißchen viel! Nicht wahr?“

Da hatte der Kleine den Freibrief aufs Ausplaudern. „Ja, jeden Tag kommt was! Gestern erst wieder eine Mappe mit Bildern von Luftschiffen! Mein Vater hat aber mächtig geschimpft, daß Mama es angenommen hat!“

„Na, dann könnt ihr es ja wieder zurückschicken!“

„Tun wir auch!“

Dr. Fuchs schwenkte auf den Hof hinaus. — Item, Geldgeben ist ein Geben und doch auch kein Geben. Soll ein Junge gern geben, dann muß er dabei was sehen und hören; muß zufassen dürfen, mit seinem ganzen äußeren Menschen; muß am besten dabei auch mal etwas Unsinn machen können. So was facht die Wildtätigkeit dann wieder an. —

Endlich kam auch das, und die Gebeluft flammte also sofort wieder auf, als der Direktor eines Sonnabends erklärte, daß Bücher gesammelt werden sollten für die Lazarette, Schuhwerk für die ostpreussischen Flüchtlinge, Marmelade für die Soldaten draußen und schließlich auch Zink und Zinn und Kupfer und Messing. Am Mittwoch und Sonnabend könnten solche Metall Sachen abgegeben werden im Physikaal Nr. 3, der jetzt im Kriege unbenutzt wäre. — — —

Als Dr. Fuchs am nächsten Montag etwa zehn Minuten vor 8 Uhr in das Schulgebäude trat, hörte er vom Mittelflur her ein wüstes Getöse und dazwischen so eine Art Instrumentalmusik.

Schnell hinauf also! Wie er um die Ecke des langen Flures biegt, lugt ganz vorsichtig aus der einen Overtertia ein Junge um die Tür herum; aber er guckt natürlich nach der andern Seite, nach der Seite des Konferenzzimmers, und Dr. Fuchs ist ihm schon ziemlich nahe, als der Junge seiner plötzlich gewahr wird.

Husch hinein! Totenstille!

„Na, Jungs,“ sagt Dr. Fuchs, nachdem auch er in die Klasse getreten ist, und er lächelt dabei, „das ging wohl hier mit Pauken und Trompeten?“

Die Jungen geben das Lächeln des Lehrers verbindlich zurück, und der eine da vorne sagt bedeutig: „Die Pauke stimmt!“

Da nun die andern! Einige lachen zwar; die meisten aber machen ein böses Gesicht und möchten den unvorsichtigen Mitschüler mit ihren Blicken aufspießen und auf jeden Fall vor weiterem Besen warnen.

Dr. Fuchs tut, als sähe er das nicht. „Da macht ihr mich ja ordentlich neugierig!“ antwortet er. „Das ist jedenfalls etwas für die Metallsammlung. Solltet ihr aber doch alles erst Mittwoch mitbringen!“

Der Ton klingt gerade nicht sehr böse, — Jungen verstehen sich auf so was! — und so hebt auf einmal einer eine große, kupferne Bratpfanne halb aus der Bank heraus und sagt dabei mit einer kleinen Wichtigtuerei: „Voici die Pauke!“

Wie schnell jetzt alle wieder ein lustiges Gesicht machen! Einer ruft noch dazu: „Der Schild des Hector!“

„Ach, das war Hector! Wo ist denn nun Achilles?“

Da fährt ein Arm hoch und daran noch viel höher ein gewaltiger Kochlöffel aus Zinn oder Zink. —

Hector sowohl als auch Achilles wurden unter dem lebhaften Bedauern ihrer nervenfesten und radaufrohen Klassengenossen entwaffnet. — — —

Als Dr. Fuchs in der zweiten Stunde in seine eigene Klasse tritt und seinen Blick, wie immer, ins Klassenbuch gehen läßt, da findet er: „Golm Tadel. Lärm in der Pause.“

Er sieht den Golm fragend an. Der grunzt erst ein paar Augenblicke verlegen herum und bringt dann vor: „Ich hatte einen Zinnteller für die Sammlung mitgebracht und wollte gerade damit trudeln. Da kam Herr Professor Kohlhardt und hat mich eingeschrieben.“

„Du wolltest gerade trudeln!“ sagt Dr. Fuchs langsam. „Vorher hattest du es noch nicht getan?“ „Doch! Aber die andern haben's doch auch getan!“

Das ist nun gemein, andere hineinzuziehen. So denken mit empörtem Blick jetzt die andern Jungen; so denkt auch Dr. Fuchs. Er merkt auch, daß Golm entschieden tüchtig belastet ist; er bricht also kurz ab und sagt nur: „Erledigt!“ Aber er denkt: „Das war nun Metallsammlung Nr. 2!“ —

In der nächsten Pause erzählt der Kollege Hillbrich ein anderes Sammelstückchen aus seiner Sexta. Kein Mensch — weder Lehrer noch Schüler — hat da scheinbar an die Sammlung für künftigen Mittwoch oder Sonnabend gedacht. Man ist auch so gleich bei der Arbeit, beim β und ε , als plötzlich ein Junge aufspringt und schreit: „Herr Hillbrich! Schelbt spielt schon wieder mit seinem Bleisoldaten!“

Der Lehrer streckt dem so Angeschuldigten die Hand hin, und Schelbt legt einen Bleisoldaten hinein, der indessen auch den bescheidensten Ansprüchen an Farbe oder Form nicht mehr genügen könnte.

Der Nachbar aber pekt, nein, so denkt ein Sextaner ja noch nicht, er berichtet weiter: „Schelldt probiert immer, ob der Soldat noch stehen kann. Er hat darum schon bei Herrn Frank beinahe einen Tadel gekriegt!“

„Für den nicht!“ wendet sich aber da der kleine Schelldt ganz krazbürstlig gegen seinen Ankläger. „Das war ja der hier!“ — Dabei zieht er noch einen ebensolchen erbarmungswürdigen Krüppel von Bleisoldaten aus der Tasche. — „Die habe ich für die Metallsammlung mitgebracht.“

„Ob für die Metallsammlung oder nicht!“ ranzt der Lehrer die Spieltrake jetzt an. „Hier wird nicht damit gespielt. Her mal mit dem Zeug!“

Da kommen noch aus allen Taschen des kleinen Schelldt die Überbleibsel von Bleisoldaten heraus. Darunter sogar auch ein noch ganz schöner, vollständiger Reitermann.

„Na,“ — Oberlehrer Hillbrich betrachtet die kleine Figur — „den rangiere nur noch nicht aus!“

„Ach,“ sagt der Kleine da und faßt auch schon nach dem Reiter. Knicks! „So, nun ist er auch kaput!“

„Du bist ja ein reiner Barbar, Junge!“ fährt es dem Lehrer heraus.

„Ach,“ erwidert indessen da der ‚Barbar‘ in aller Gemütsruhe, „ich habe noch viel mehr zu Hause. Ich bringe morgen wieder welche mit!“ — — —

So ungefähr ging's in allen Klassen; aber es war doch nur ein schwaches Vorspiel gewesen. Am Mittwoch erst kam die Hauptsache. Da richteten sich früh um 8 Uhr die Blicke der Jungen immer neugierig nach der Tür, wenn wieder einer hereinkam. Der wurde dann angezapft.

„Was hast du, Eckhardt?“

„Nischt!“

„Zum mindesten schäbig!“ — Schnell ist so Lambert mit seinem Urteil fertig.

„Na, was hast du denn?“

„Ach? Hier!“ — Listig und lustig mit den Augen zwinkernd hält Lambert ein Schrotkörnchen zwischen den Fingerpitzen und fügt hinzu: „Zum Ull natürlich!“

Da aber ist draußen auf dem Flur ein Hallo entstanden, und alles stürzt zur Tür hin. „Donnerwetter ja!“ — Blin und Gerdorf bringen da zusammen ein unförmliches Etwas angeschleppt. Reichlich verbogen und verbeult natürlich; aber jetzt sieht es jeder: es ist eine gut ausgewachsene Kinderbadewanne. Neben das Katheder wird sie hingeschleift, und Lambert läßt immer und immer wieder mit theatralischer Geste fein Schrotkügeln hineinfallen, das dann unter lautem Geheul der ganzen Bande da unten, unruhig hin- und herrollend, einen Ruhepunkt sucht. Und alles, was da sonst noch an Tellern, Schüsseln, Lampen, Mörsern, einem ganzen Stück Zinkdach und sonst noch „angefahren“ ist, das

.....
 wird natürlich mit Kennerblick abgeschätzt, befüßt, beklopft, verbogen, bestoßen, betrampelt, gehörig und in jeder Pause, bis man alles ins Physikzimmer überführen kann. Das wird dann so allmählich zur Kumpelkammer; aber, vor Jungenhänden sicher, kann doch nun alles hier einer besseren Zukunft harren, einer umbildenden Auferstehung im Dienste des Vaterlandes.



Die Reichswollwoche.

Sa wie haben wir's doch heute so herrlich weitgebracht! Wir steigen in die Lüfte hinauf, tauchen in die Tiefe des Meeres hinab, schießen mit 42 Zentimeter-Mörsern und kennen und können, Gott weiß, was nicht alles und, wie man so sagt, auch „noch ein ganzes Ende mehr“. Und doch, dieser Krieg hat uns so recht gezeigt, daß wir trotz alle und alledem in der Hauptsache und als Menschen nicht weitergekommen sind, als es die Leute vor rund 2000 Jahren waren. Schon damals nämlich konnte der Apostel Paulus der vielgeplagten Menschheit verkünden: „Nun bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen!“

Dieser Krieg hat unserem Volke bewiesen, daß die Liebe wirklich auch heute noch das größte ist: sie hat die draußen zu heiligem Opfertod getrieben und uns daheim zum Geben und Mitfühlen. Sogar

die Jugend hat das Ihre nach Kräften getan und sich fleißig getummelt, wenn es galt, Liebe zu üben und sich für unsere Tapferen draußen vor dem Feind hier in der Heimat zu betätigen. — — —

Der Winter war da; unsere Feldgrauen froren, und automatisch gleichsam — das ist so in einem gesunden Organismus! — kam nun auch die Reichswollwoche. Wolle und alles, was etwas mit Wolle zu tun hatte, wurde gesammelt. Jeder Haushalt sollte abstoßen, was er von wollenen Sachen nicht mehr brauchte oder entbehren konnte. Und bequem — Hauptsache! — bequem sollte es dabei jedem gemacht werden; denn aus dem Hause, nein, sogar aus der Wohnung sollte alles abgeholt werden. Das Heer von Menschen aber, das dazu nötig war? Das stellte die deutsche Schuljugend, und gern. — — —

„Wird zwar manches dabei auch nicht allzu nett sein!“ meinte der Primaner, der älteste von drei Schaefer's. „Aber hier heißt's eben: ran an die Sache!“

Der zweite, der Obersekundaner, lächelte pfißig. „Nicht zu vergessen: die ganze Woche brauchen wir nichts zu Hause zu machen. Bei uns hilft die ganze Klasse, und um den deutschen Aufsatz kommen wir doch hoffentlich nun rum!“

„Na, selbstverständlich!“ kam schnell der Kleinste, der Obertertianer, dazu und machte dem Bruder damit eine billige Freude. „'n bißchen Zug wird

schon auch noch dabei abfallen. Meinst du nicht auch?“ —

Drei Klassen, drei Altersstufen, drei Anschauungen! — Pflichtgefühl, Drückerei, Zug! —

„Übrigens,“ wußte der mittlere der drei Brüder noch zu sagen, „einige von uns haben schon die Ausweisarten. Der feine Willem will sogar damit auf allen Elektrischen frei rumjodeln. Der tut doch nicht für die ganze Wollgeschichte!“

„Der feine Willem? Wer ist denn das?“

„Na, Achim Scharfenberg! Wir nennen ihn immer nur den feinen Willem!“

Da horchte der Älteste, der Otto, auf. „Scharfenberg,“ sagte er, „der ist mir mit unterstellt. Scharfenberg und von Kardorf aus der Obersekunda, zwei Untersekundaner und zwei Tertianer. Wir haben die beiden Straßen da oben an der Kaserne. Wenn aber Scharfenberg am Montag, am allerersten Tage, nicht da ist, dann melde ich ihn sofort dem Direktor!“

Der Bruder lachte. „Dann melde ihn man immer schon! Der kommt sicher nicht, der feine Willem! Großartige Tolle, goldener Kneifer, Schlips für fünf Mark, Lackschuh mit Einsatz und äh! Härrr Leutnant! Äh!“

„Unsinn! Alle Achtung vor'm Leutnant!“ — Der Otto denkt nach. — „Ich muß ja sowieso mit allen das besprechen. Also auch mit Scharfenberg!“

„Kannst du!“ — Der Kleinere mußte natürlich immer das letzte Wort haben. — „Aber du, den

.....
Zahn laß dir man ziehen! Der feine Willem, der kommt nicht!" — — —

Achim Scharfenberg kam doch!

Punkt 4 Uhr am Montag nachmittag erschien er an der Tür der Bäumlerstraße Nr. 1, wohin ihn der Primaner Otto Schaefer bestellt hatte, und wo er ihn auch schon erwartete. „Von Kardorf und ein Tertianer," erklärte Schaefer nach kurzer und von Scharfenbergs Seite sehr förmlicher und formvollendeter Begrüßung, „sind in dem Haus da gegenüber; die andern sollen die graden Hausnummern nehmen. Wie wollen wir das nun hier machen? Fangen wir oben an oder unten? Vier Treppen oder eine Treppe?"

Statt aller Antwort förderte Scharfenberg ein Paar feiner Glacé-Handschuhe zu Tage. „Wir ziehen doch Handschuh an!"

Schaefer war ganz erschrocken. „Na, ich glaube gar! Dann kriegen wir sicher nichts!"

„Wer weiß aber, was wir anfassen müssen!"

„Wenn wir nur erst was zum Anfassen hätten! Mir ist noch gar nicht so! Fangen wir oben oder unten an?"

Scharfenberg hat ein ruhiges und klares Urteil. „Selbstverständlich oben!" antwortet er. „Sonst müßten wir von unten aus womöglich manches erst die Treppen hinauffschleppen, und übrigens, ein alter Berliner Satz heißt: „Es wird immer von oben runtergebettelt!" "

.....
Schaefer macht bei dem Worte „betteln" große Augen; aber er reißt sich doch zusammen. „Na denn los!" Wortlos und mit klopfendem Herzen steigt er immer zwei Stufen vor Scharfenberg die Treppen hinauf. Er merkt es selber: Bettelei liegt ihm gar nicht. Aber das Vaterland braucht Wolle. Also? —

Jetzt stehen die beiden ganz oben. Schaefer klingelt rechts. Er lauscht. Nichts zu hören? Doch ja! Ein schleifender Schritt drinnen! Ein rundliches Frauchen macht auf und mißt die beiden jungen Herrn mit erstauntem Blick. Sie hat Zeit genug dazu, bevor nämlich Schaefer sich endlich gefaßt hat und nun etwas steif und tonlos vorbringt: „Ach, entschuldigen Sie! Wir kommen für die Sammlung der Reichswollwoche. Haben Sie etwas herausgelegt?"

„Jede? Ich habe selber nicht!" — Bums! Tür zu! —

Schaefer prallt ordentlich erschrocken zurück und sieht jetzt fassungslos seinen Begleiter an. Der aber lächelt — Schaefer ist freilich zu aufgeregt, das zu merken — etwas spöttisch vor sich hin.

„Ja, so muß man das nicht anfangen!" sagt er. Dabei gibt er sich einen Ruck und setzt sich den Kneifer schneidig auf. „Solche Leute wollen anders genommen werden! Darf ich mal fragen?" — Er klingelt zugleich links drüben.

Die Tür öffnet sich auch da erst nach einer

kleinen Weile, die Schaefer eine Ewigkeit dünkt. Was endlich einen Schritt aus dem Dunkel des kleinen Flures vortritt, scheint die Zwillingsschwester der resoluten Madame von gegenüber zu sein. Klein, dick, rundlich. Scharfenberg läßt aber der kleinen Frau nicht unnütz viel Zeit zur Betrachtung und Beobachtung.

„Ach, gnädige Frau, ich bitte tausendmal um Entschuldigung!“ — Elegante Verbeugung mit dem Hut in der Hand! — „Sie haben aber sicher auch in Ihrer Zeitung von der Reichswollwoche gelesen. Könnten Sie nun da auch vielleicht irgendeine Kleinigkeit entbehren? Die natürlich für Sie ganz wertlos ist! Zum Besten unserer kämpfenden Krieger?“ — Das Gesicht der kleinen, runden Frau wird bei dieser langen Rede immer freundlicher und heller. — „Irgendein wollenes Lappchen oder sonst etwas. Wenig! Wenig natürlich! Es kann sogar zerrissen sein und beinahe wertlos. Sie wissen ja, es soll alles eingestampft werden. Wir sind auch mit dem kleinsten Geschenk zufrieden. Darf ich Ihnen auch meinen Ausweis zeigen?“

Die alte, kleine Frau wirft einen Blick darauf, weniger um diesen Ausweis zu prüfen, als um dem feinen, höflichen jungen Mann den Gefallen zu tun. „Ich kann's aber nicht sehen!“ sagt sie und blickt verlegen lächelnd zu Scharfenberg auf. „Ich habe meine Brille drin!“

„Ach, ich bitte Sie!“ beeilt sich Scharfenberg.

„Ich werde es Ihnen vorlesen. ‚Rotes Kreuz von Berlin. Reichswollwoche. Ausweis. Vorzeiger dieser Karte ist berechtigt, während der Reichswollwoche in der Zeit vom 18. bis einschließlich 24. Januar 1915 aus den Häusern innerhalb Berlins die gespendeten Wollfachen entgegenzunehmen. Rotes Kreuz von Berlin. Witting. Bamberg.‘“

Das alte Frauchen schwimmt in Wonne. Wer weiß, ob man jemals so gut und nett zu ihr geredet hat! „Na,“ sagt sie also, „rausgefucht habe ich ja eigentlich noch nichts. Wenn Sie aber mal einen Augenblick warten wollen? Ich habe da . . . alte Hosen . . . Topflappen . . .“

Mehr verstanden die jungen Leute draußen nicht. Sie brauchten indessen gar nicht lange zu warten, da war das gute Weiblein schon wieder da.

„Ja, sehen Sie, wenn Sie doch alles einstampfen lassen! Ich wollte die alten Hosen meines Mannes ja noch mal flicken.“ — Dabei drehte sie das einstige, stolze Kleidungsstück hin und her. Der Hosenboden leuchtete hell gegen die dunklere Umgebung auf; denn er war von ganz anderer Herkunft. Die Knie fielen beinahe schon heraus; der eine Lappen klappte rhythmisch talwärts; Fransen unten ungezählt! Kurz, es waren eigentlich nur noch Hosenüberbleibsel. — „Mein Mann will sie aber nicht mehr tragen! Und dann wollte ich sie zu Topflappen zerschneiden. Wenn Sie sie aber nehmen wollen, können Sie sie kriegen!“

Schaefer's erstes Gefühl war, erschrocken zurückzutreten. Scharfenberg jedoch war im Gegentheil unter einer leichten Verbeugung dem Frauchen einen Schritt näher gekommen. „Aber selbstverständlich!“ sagte er wieder mit dem freundlichsten und zuvorkommendsten Lächeln. „Wir nehmen alles mit herzlichem Dank an. Wenn uns überall so gern und aus so gutem Herzen gegeben wird, kann vielen Tausenden unserer braven Soldaten geholfen werden.“

Das Gesicht der guten Frau leuchtete jetzt geradezu. „Na, halten Sie mal,“ sagte sie schnell, „ich habe da noch was Besseres! Ein altes Umschlagetuch! Das war früher — mal — was —“

Verschwunden war sie wieder in dem kleinen, dunklen Flur. Scharfenberg aber stand da, hatte den Dreklappen von Hosen zwischen den Fingerspitzen der linken Hand, nahm soeben mit der rechten den Kneifer ab und warf einen scheuen Blick erst auf die Hosen, dann auf Schaefer. Der freilich hätte jetzt bei diesem Anblick laut aufschreien können vor Lachen; aber schon war das Frauchen wieder da. „Sehen Sie mal, das war mal ein sehr schönes Tuch! Noch von meiner seligen Mutter her! Und unverwüßlich! Und das war mal sehr teuer! Fünf- undzwanzig Taler! Aber es liegt mir nur hier so rum! Ich selber trage es nicht, und meine Tochter will es auch nicht haben!“

Es war ein schönes, persisches Umschlagetuch, bunt, großgemustert, kostbar. Der feine Willem

reichte jetzt ohne weiteres die alten Hosen Schaefer hin, während er — scheinbar als Kenner — die Augen in dem unbestimmten Licht des hereinbrechenden Winterabends näher an das Tuch hinanbrachte.

„Beinahe möchte ich behaupten, liebe Frau,“ sagte er nach einigen Augenblicken bedachtam, und er sah dabei offen und ehrlich die Geberin an, „das ist zu kostbar für solche Sammlung!“

„Nehmen Sie es nur! Nehmen Sie es nur! Es ist ja für die Soldaten!“

„Ja, aber —“

„Nein, nein, nehmen Sie es nur!“

Scharfenbergs Gesicht zeigte ehrliche Verlegenheit. Aber kurz entschlossen richtete er sich auf.

„Nun dann danken wir Ihnen nochmals von Herzen. Würden Sie noch so freundlich sein und alles etwas in Papier einschlagen?“ — Ein Blick dabei auf die Hosen.

Die Frau war schon wieder drinnen und holte Papier.

„Danke! Danke! So geht es schon!“ —

Scharfenberg lächelnd und mit einer sichern, eleganten Verbeugung, Schaefer mit recht verlegener Miene, so schied man vom obersten Stockwerk. —

„Wollen Sie nun wieder fragen, Schaefer?“

„Ich — glaube, das machen Sie doch besser. Ich werde so lange das Paket nehmen!“

Ja, Scharfenberg machte es entschieden besser, als es der schwerfällige Schaefer je hätte machen können. Der ungeahnte Erfolg zeigte das. Für das unterste Stockwerk zog sich Scharfenberg, „der feine Willem“, sogar die Handschuhe an, und Schaefer wagte nicht mehr, auch nur ein Sterbenswörtlein dagegenzusagen. Der Erfolg, wie gesagt, war glänzend; die Stimmung des feinen Willem noch viel glänzender.

Die Dienstmädchen schafften die neuen Pakete und Bündel den jungen Leuten auf Befehl der Herrschaft und aus eigenem Antrieb hinunter in den Hausflur, wo alles hinter der Tür aufgestapelt wurde. Zu einem großen Haufen. Auch von Kardorff drüben und die Sekundaner und Tertianer hatten ganz gute Geschäfte gemacht, wenn auch ihre Stapel lange nicht so groß ausgefallen waren wie der in Nummer 1. Die beiden Tertianer hatten dabei natürlich wieder ihren Jux getrieben: einen Kugelballen hatten sie mit gehörigem Schwung und jugendlichem Leichtsinne die Treppe einfach hinuntertrudeln lassen und dabei einen alten Herrn in Gefahr gebracht. Es war aber alles noch einmal gut abgelaufen, da der Alte schließlich nach dem Zusammenprall unten auf dem Treppenpodest sonderbarerweise auf dem Lumpenpaket gesessen und nicht etwa darunter gelegen hatte. —

Jetzt standen die Jungen alle zusammen und berieten, wie sie die überreiche Beute zur

Sammelstelle nach der Kreuzstraße hinunterbringen könnten.

„Wollen doch alle immer so viel nehmen, wie jeder gerade tragen kann!“ machte von Kardorff den Vorschlag.

„Nein,“ erklärte Scharfenberg mit großer Entschiedenheit, „die Sachen schleppe ich nicht durch die Straßen! Und das anfassen?“ — Er dachte wohl schauernd an die Hosen von ganz oben. — „Nein, nein! Wie oft sollten wir denn da auch laufen! Oder — soll ich hier bleiben und immer aufpassen?“

Worauf sich ein zwar gedämpfter, aber immerhin allgemeiner und mehr oder weniger temperamentvoller Widerspruch erhob.

„Na, dann müßten wir eine Droschke nehmen!“ — Zu Schaefer hingewendet. — „Ob der Direktor die wohl bezahlen würde?“

„Wie? — Wo? — Was?“ — Eine solche Frage! Und solche Zumutung! Sie kam dem Primaner ganz ungeheuerlich vor, und er machte ein ziemlich dummes Gesicht dazu, der Schaefer, bevor er sich endlich aufraffen und fest erklären konnte: „Nein, auf keinen Fall! Auf keinen Fall!“

Wieder Schweigen. Alle indessen sahen auf Scharfenberg hin. Von ihm waren beinahe alle Vorschläge gekommen; von ihm erwartete man auch hier den Ausweg. Und Scharfenberg selbst? Oh, er mochte das wohl merken, wenn er auch so tat, als wüßte er nicht, daß die andern ihn als Führer

anerkannten. Ruhig und überlegsam stand er da und wippte wieder mit seinem goldenen Aneifer. Die Tertianer blickten währenddessen sogar ganz ehrfürchtig zu ihm auf.

„Gut!“ sagte er auf einmal. „Jetzt habe ich's! Die zwei Tertianer hier gehen mit mir. Wir borgen uns den kleinen Handwagen von unserm Kohlenhändler. Der Mann kennt mich!“

„Ach, kann ich nicht auch mit?“ fragt einer der Sekundaner.

„Nein! Du mußt mit zur Überwachung der Sachen dort drüben hierbleiben. Für jedes Haus einer!“ — Der Junge trat gehorsam zurück. Scharfenberg aber zog, mit den beiden andern hinter sich, gemächlichen Schrittes und hoherhobenen Hauptes von dannen. — — —

Die Zeit wurde den Zurückbleibenden lang; recht lang sogar. Erst hatten sie jeder vor seinem Hause gestanden und hatten sich über den Damm weg beobachtet; jetzt waren sie vor Nummer 1 zusammengesetreten und schauten sehnsüchtig die Straße hinunter, von wannen das Heil oder in diesem Falle Scharfenberg mit dem Handwagen kommen sollte. Und doch, er wollte immer und immer noch nicht kommen. Die längst angesteckten Straßenlaternen leuchteten dazu auch nur undeutlich.

Endlich, dort unten, da kam ein Wagen an. Aber doch kein Handwagen! Indessen, das konnten „sie“ vielleicht trotzdem sein, und „sie“ waren es

auch. Je näher aber das Gefährt kam, desto mehr staunten die Jungen, besonders als endlich unter der Laterne vor Nummer 3 die Karawane deutlicher auftauchte. Ein großer Ziehhund schleppte übereifrig einen vierradrigen, kleinen Kohlenwagen hinter sich her. Und Scharfenberg, der seine Willem? Um Gottes willen, ja! Der feine Willem schritt oder lief vielmehr, etwas gebückt und die tolle Fahrt bremsend, neben dem Hunde hin, wobei seine behandschuhte Linke die Spitze der Deichsel kräftig umklammerte. Auf den Fingern der Rechten, die er des Gleichgewichtes wegen weit von sich strecken mußte, wippte sein goldener Aneifer und fing das unbestimmte Gaslicht in seinen Gläsern. Hinten aber schoben mit demselben Feuereifer, wie der Hund vorne zog, die beiden Tertianer. Im Nu war das sonderbare Gefährt heran.

„So,“ erklärte der feine Willem und richtete sich beinahe atemlos auf. „Was man nicht alles im Kriege tut! Wir mußten nämlich den Wagen hier nehmen. Und den Hund, den Nero. Aber das verrückte Vieh wollte nur mit mir laufen! Aufladen! Hier, du,“ — der Tertianer sprang heran — „hier geh mal zum Schlächter hinüber und hole etwas Abfall oder sonst etwas für den Hund.“ — Scharfenberg war auf die Bordschwelle des Bürgersteigs zurückgetreten und hatte die Bürse gezogen.

„Aber, Scharfenberg, der Wagen ist ja noch schmutzig!“

„Oh, das schadet nichts! Die eingewickelten Sachen, bitte, unten hin! Wird ja doch alles gereinigt! Los nur!“

Selbstverständlich faßte der feine Willem nicht mit an, und die andern fanden das scheinbar auch ganz in der Ordnung. Er fütterte — königlich herablassend geradezu — den Hund, den Nero.

„Fertig nun? Ja? Müssen also doch zweimal oder sogar dreimal fahren! Los!“

Doch der Hund, der Nero, ruckte nicht an. Er sah sich um.

„Worauf wartet er denn nur?“ fragte von Kardorff erstaunt.

„Auf Scharfenberg!“ lachte Schaefer, und beinahe neidisch klang das.

Richtig! Und das Unglaubliche geschah für den Rückweg wie schon für den Herweg: Scharfenberg nahm den Kneifer ab und bückte sich willig zur Deichsel hinunter! — „Los, Nero!“

Mit einem wahren Freudengeheul setzte jetzt der starke Nero an, und — heidi! hast du nicht gesehen! — fort ging es! —

Keine Partei brachte unten in der Kreuzstraße soviel Sachen an wie Schaefer mit seinen Getreuen. Die alle aber, auch ohne ein Wort davon zu sprechen, waren sich darin einig, daß Scharfenberg die Hauptsache gemacht hätte. — — —

So ging es die ganze Woche. Scharfenberg, der feine Willem, mit oder ohne Handschuhe, sprach

vor; die andern heimsten ein, und der Nero kriegte jeden Tag, den Gott in dieser Reichswollwoche werden ließ, seinen Abfall vom Schlächter und zog dafür mit heulender Begeisterung und im schönsten Hundetrab — einen andern konnte er nicht! — die gesammelten Sachen zur Kreuzstraße hinunter. Es war ein Erfolg, ein glänzender Erfolg, nein, ein durchschlagender Erfolg der Gruppe Schaefer. Keiner konnte mit der Bewunderung zurückhalten.

Drei Tage nach der Reichswollwoche war Kaisersgeburtstag. Am Schluß der Feier oben in der Aula zitierte der Direktor schließlich den Schaefer aus der Prima vor sein Rednerpult, und nach einer laudatio für seine Bemühungen in der Reichswollwoche wollte er ihm — ihm für alle, die sich da gemüht hätten — das Buch überreichen, das „für einen würdigen Schüler der oberen Klassen“ eingegangen war. Da aber ging Schaefer schnell um das Pult herum und sprach leise zum Direktor hinauf.

Maßlos war das Staunen der ganzen Aula. Lehrer und Jungen reckten den Kopf hoch und machten Augen und Ohren weit auf. Erfolglos!

Jetzt trat der Direktor wieder in die Brüstung des Pultes zurück und erklärte den aufhorchenden Schülern, daß nach Schaefer's Meinung derjenige, der sich am meisten von der ganzen Schule um die Sammlung in der Reichswollwoche verdient gemacht habe, Scharfenberg sei. Scharfenberg aus der Obersekunda solle vortreten.

Mit einem Ruck hatte sich auf einer der hintersten Bänke der Aufgerufene erhoben; elastischen und festen Schrittes ging er den Gang vor. Doch nicht vor das Pult trat er hin, sondern auf die andere Seite des Podiums, und von der untersten Stufe des Pultes aus flüsterte er nun seinerseits dem Direktor etwas zu.

Unten auf den Bänken darob neues Staunen und Raunen! Ein Lächeln! Ein leises Rumoren sogar! Sollte der die Prämie etwa auch nicht wollen?

Das Gesicht des Direktors hatte sich auf einmal während des Gespräches mit Scharfenberg aufgeheitert. Er trat jetzt wieder in die Brüstung des Rednerpultes vor und wandte sich von neuem an Schaefer. „Sie haben geglaubt, mein lieber Schaefer, die Prämie nicht annehmen zu dürfen, weil nicht Sie selber das meiste in der Reichswollwoche getan hätten, sondern Scharfenberg. Auch Scharfenberg aber seinerseits lehnt es ab, die Hauptsache geleistet zu haben. Es haben eben alle da wacker und nach bestem Können bei dem guten Werk mitgeholfen. Nach Scharfenbergs Aussage sind Sie aber, Schaefer, doch der Leitende und Treibende gewesen, so daß nur Ihnen die Prämie zukomme, und ich erkläre: gerade das ehrt jetzt Scharfenberg ebenso, wie Ihr zurückhaltendes Feingefühl vorher Sie geehrt hat. Ihnen also Schaefer, übergebe ich auf den Rat Ihres Freundes Scharfenberg nochmals und endgültig dieses Buch von Seiner Majestät, besonders

da Sie uns auch Ihres sonstigen Schullebens wegen einer Auszeichnung wohl würdig scheinen.“

Damit reichte der Direktor von seinem Pult aus die Prämie dem Primaner Schaefer hinunter, der sie jetzt auch dankend annahm.

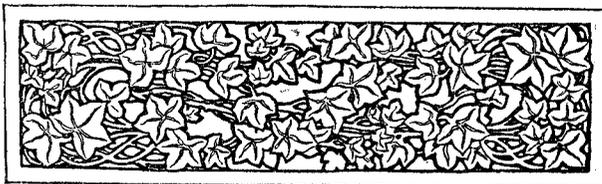
Scharfenberg aber? Aller Augen waren auf den gerichtet. Unbeirrt jedoch trat der schnell, noch bevor Schaefer an so etwas denken konnte, um das Pult herum zu dem Kameraden von der Reichswollwoche hin und streckte ihm zum herzlichsten Glückwunsche die Rechte entgegen. Dann ging er hinter Schaefer her den Mittelgang hinunter und seinem Platze zu. —

„Nun hat er meinen Bruder doch noch die Prämie erwischen lassen!“ flüsterte der zweite Schaefer, der aus der Obersekunda, zu seinem Nachbar hin.

Dr. Fuchs, der neben dem Jungen saß, hatte das gehört. „Nicht wahr?“ sagte er ebenso leise. „Feiner Kerl, der Achim Scharfenberg! Außerlich und innerlich!“

Schaefer blickte pfißig lächelnd zu Dr. Fuchs auf. „In unserer Klasse heißt er ja auch immer nur ‚der feine Willem‘!“





„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!“

Soeben ist Dr. Fuchs zur Inspektion — und deshalb heute als erster — auf den berühmten und berühmten Mittelsturz hinausgetreten, um die Herrn Tertianer sofort auf den Trab zu bringen, wenn sie etwa trotz des wunderbaren Juniwetters draußen in ihren Klassen hocken bleiben wollen.

Da fällt sein Blick auf zwei Gestalten, die dort hinten wie verblüht in das graue Halbdunkel des langen Korridors hineingestellt sind.

Feldgrau! Verwundet! — Jetzt hat das Auge erfaßt, daß der eine von den beiden sich leicht vornüberbeugt und sich eines Stockes bedienen muß, während der andere sogar in sich zusammengesunken, nein, noch mehr: in sich zusammengesackt scheint. Er stützt sich, jetzt sieht Dr. Fuchs auch das deutlich, schwer auf Krücken. Doch wer die beiden sind, das kann er noch nicht erkennen; aber es fährt ihm durch den Kopf: alte Schüler! Welche von unseren

.....
Kriegsfreiwilligen! Und während er erst wohl noch einmal schnell einen Blick auf die Klasse hinter sich werfen sollte, geht er doch schon mit großen Schritten auf die beiden Verwundeten dort hinten zu; er geht, und schließlich läuft er beinahe.

Die beiden ihrerseits humpeln auch schon auf ihn zu. Schneller der eine; schwerfällig und schlep- pend der andere; aber beide mit einem Gesicht, so freudig und verklärt und dabei so strahlend und stolz, als wollten sie ihrem alten Lehrer entgegen- rufen: „Herr Doktor, Herr Doktor! Wir haben unsere Pflicht getan, wie Sie es uns damals sagten! Und nun sind wir hier!“

„Ach, Korbach und Brandt!“ ruft Dr. Fuchs jetzt aus. Schmerzlich und freudig zugleich. „Sie beide sind's!“ — Er streckt ihnen warm die Hände entgegen. — „Und beide Unteroffizier! Und beide mit dem Eisernen Kreuz! Meinen herzlichsten Glück- wunsch!“

Brandt stützt sich fest auf seinen Stock und er- greift die ausgestreckte Rechte seines Lehrers; Kor- bach aber kann das nicht sogleich. Er rückt hastig und unruhig tastend die beiden Krücken erst etwas zur Seite, um sich sicherer stützen und besser stehen zu können; dann aber greift auch er, immer noch langsam freilich und etwas unsicher, nach der ihm dargebotenen Hand. Seine Augen sind hell geworden, und eitel Freude liegt in ihnen. Sagen freilich, nein, sagen kann noch keiner weiter ein Wort, weder die Verwundeten

noch Dr. Fuchs. Die innere Erregung schwingt noch zu sehr in ihnen.

Ein Ruf des Staunens da von links her: der alte Professor Kohlhardt ist aus der Obertertia herausgetreten, und noch andere Herrn des Kollegiums kommen schnell heran, und alle rufen freudig aus: „Nun sehen Sie mal, das Eiserne Kreuz!“

„Ja, sogar das Eiserne Kreuz!“ nimmt der alte Kohlhardt das mit sinniger und warmer Stimme auf. „Sie haben das stolze Königswort wahr gemacht: Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue und für mein Vaterland kämpfe!“

Da sind die beiden ganz verlegen geworden; aber schon drängen die Jungen alle herzu und staffeln sich dicht hinter ihren Lehrern auf. Neugierig und mit bewundernder Scheu und nicht laut und lärmend wie sonst, sondern still stehen sie da und starren die beiden Verwundeten an und das schwarz-weiße Band auf ihrer Brust. Sie hören, die da vor ihnen stehen, sind alte Schüler; sie erinnern sich wohl auch der Gesichter, und nun nehmen sie noch mehr und auch innerlich Anteil und möchten auch zuhören und lauschen.

Da dreht sich Dr. Fuchs um. „Herr Gott, Jungs, wir können doch unsere Verwundeten nicht stehen lassen! Oder“ — noch einmal schnell umgewendet — „Sie wollen doch sicher auch noch den Herrn Direktor begrüßen und die andern Herrn!“

Wollen Sie da nicht lieber gleich mit zum Konferenzzimmer hinaufkommen?“

Korbach lächelt etwas verlegen. „Wenn's hingeringe!“ antwortet er zögernd. „Die Treppen hinauf wird mir's immer noch etwas schwer! Wir waren auch eben schon beim Herrn Direktor, und die Herren Lehrer, die frei waren, haben wir auch schon gesprochen!“

„Gut, gut dann!“ ruft Dr. Fuchs aus. „Jungs! Zwei Stühle für unsere Verwundeten!“

Als wenn ein Wirbelsturm in die dichte Masse der Tertianer hineingefahren wäre! Jeder wollte die Stühle bringen, und im Nu waren die auch da, und die beiden mußten sich nun setzen, während alle andern standen. Sie lächelten zwar etwas verlegen dabei, als wenn sie das gar nicht annehmen könnten; aber schließlich setzten sie sich doch. Nur, ach, so weh tat es allen, Lehrern und Schülern, zu sehen, wie schwer es mit dem armen Korbach ging. Jeder half indessen: der Professor Kohlhardt faßte nach den Krücken; Oberlehrer Seidlitz stützte auf der einen, Dr. Fuchs auf der andern Seite; Oberlehrer Hillbrich hielt den Stuhl fest. Keiner wußte es vom andern; jeder wußte es aber von sich selbst, daß es ihm ins Herz schnitt, den jungen, achtzehn- oder höchstens neunzehnjährigen Kriegsfreiwilligen so als unbeholfenen Krüppel wiederzusehen, und Krüppel sollte er vielleicht sein ganzes Leben bleiben. Der arme, junge Mensch!

„Na, also! Sihen tun nun unsere Gäste!“ rief Dr. Fuchs fröhlich aus. „Aber was sind wir doch für elende Kerle, Jungs! Nun können wir ihnen nicht mal was anbieten, und sie haben so viel für uns getan!“

Der alte, feine Professor Kohlhardt hatte, wie er später einmal erzählte, herausgehört, daß diese Worte zu fröhlich und zu laut gewesen waren. „Der Kollege Fuchs,“ sagte er dabei, „wollte damit nur seine innere Erregung verdecken und gegen seine aufquellende, weiche Stimmung ankämpfen! — — — Und natürlich auch gegen unsere!“

Doch Dr. Fuchs' Ausruf hatte schon einen Widerhall gefunden. Gaus nämlich aus der Obertertia, ein Frechdachs und heller Berliner, streckte soeben die Hand hoch. „Herr Doktor, soll ich von nebenan zwei Glas Bier holen?“

Die beiden Verwundeten lächelten dazu recht verlegen. „Danke, danke!“ erwiderte Korbach dann schnell. „Ich darf ja auch noch gar kein Bier wieder trinken!“

„Na, nun erzählen Sie nur mal!“ drängte Professor Kohlhardt freundlich. „Wie ist's Ihnen denn nun ergangen, nachdem Sie ins Feld gerückt waren?“

Da erzählten die beiden, und sicherlich, eine so aufmerksame und dankbare Zuhörerschaft hatten sie wohl nie gehabt, wie diese hier war, ihre alten Lehrer und die ungezählte, dichtgedrängte Tertianer-

schar. Sie erzählten, wie sie mit den Kameraden im Regiment 202 von Döberitz voll heiliger Begeisterung fortgezogen und nach unendlicher dreitägiger Eisenbahnfahrt in Brüssel angekommen wären; dann von den Märschen, diesen entsetzlichen Märschen, auf denen nicht wenige der jungen Soldaten liegengeblieben waren. Wenn sie an diese Tage des Vorwärtshastens dächten, als es dem Kampfe und dem Tod entgegenging, ja, da käme ihnen das alles noch wie ein wilder, wüster Traum vor.

Da fühlte Dr. Fuchs auf einmal, wie jemand ihn leise am Ärmel zupfte. Er drehte sich um. Etwas erstaunt und beinahe verlegen stand der Gaus da und flüsterte ihm schnell und leise zu: „Herr Doktor, ich habe gerade die zwei mit.“ — Er zeigte dabei, etwas unter der Jacke versteckt, zwei schöne, rotbäckige Äpfel! Jetzt noch im Juni Äpfel! — „Darf ich ihnen die geben?“

In Dr. Fuchs' Augen leuchtete es auf. „Ach,“ sagte er zu den beiden Verwundeten hingewendet, „ach, lieber Brandt, darf ich Sie einen Augenblick unterbrechen? Sehen Sie mal, der gute Kerl, der Gaus, hat Ihnen kein Bier holen können; aber hier bringt er Ihnen seine Äpfel. Na, los doch, Junge!“

Schüchtern und purpurrot reichte da Gaus den beiden seine Äpfel hin. Und leise sagte Korbach und Brandt: „Danke, danke!“ Dabei aber senkte sich Korbachs Gesicht; keiner sollte es sehen, und mancher sah es wohl doch: eine Träne umflorte

ihm den Blick. Was mochte in ihm vorgehen? Freute er sich so über die Gabe des jüngeren Mitschülers oder dachte er, daß ihm alle Gutherzigkeit der Welt seine zerschossenen Beine nicht wieder gesund machen könnte? Doch er faßte sich schnell wieder, und sicher hatten nicht alle diese Träne gesehen; denn die Jungen hatten jetzt gleichsam mit sich selber zu tun. Mancher von ihnen legte nämlich den Finger an den Mund, sinnend und nachdenkend, ob er den beiden Verwundeten nicht auch etwas schenken könnte, und eben sprang es einem bedauernd auf die Lippen: „Ach, aber hier habe ich nun nichts!“

Da hatte auch Korbach schon verstohlen seine Tränen getrocknet. Jetzt blickte er dankbar lächelnd auf und sagte: „Den Apfel, den hebe ich mir zum Andenken auf!“

„Nein“ — das schien dem lebensfreudigen und stets eiflustigen Gaus doch gegen den Strich und gegen seine Schenkungsmeinung zu gehen, — „nein, die sollen Sie ja grade essen!“

„Na, erzählen Sie nur mal weiter!“ kam Oberlehrer Hillbrich jetzt ungeduldig dazwischen. „Sonst geht die Pause rum!“

Die beiden erzählten wieder. Vom Schützengraben, vom Herumliegen in Lehm und Dreck und Wasser, und jetzt erst sah auch jeder, wie ausgebleicht, zerschliffen und ramponiert die Uniform der beiden war. Brandt verstand diese verwunderten Blicke auch; lächelnd und gleichsam ent-

schulbigend sagte er: „Neue Uniformen gibt's immer erst, wenn man wieder an die Front kommt.“

„Ja, und dann Digmuiden! Das war in der Tat entsetzlich!“

Die Sprache Korbachs, der jetzt das Wort genommen hatte, wurde dabei schwerer und langsamer; sein Blick ging in die Weite; er schüttelte schließlich traurig mit dem Kopf. „Wir sind ja vorgegangen,“ sagte er leise; „aber schließlich, was wir hörten und sahen, war nur Krachen und Granatenqualm und Verstümmelung und —“ — immer leiser wurde es — „und Tod. Die akademische Jugend Berlins liegt draußen in der Erde Flanderns. Viele wenigstens sind nicht zurückgekommen. Auch von unserer Schule hier sind eine ganze Menge gefallen.“ — Der alte Kohlhardt hatte die Linke in die Seite gestützt und nickte traurig mit dem Kopfe. — „Uns freilich hat Gott im Himmel in jener schrecklichen Zeit im Herbst damals bewahrt!“

Wie verzagt doch das alles klang! Schnell fragte Dr. Fuchs deshalb: „Wo haben Sie sich denn nun aber das Eiserne Kreuz geholt?“

Die Blicke aller richteten sich wieder auf das schwarz-weiße Band, diese schönste Zier der Soldatenbrust. „Ach,“ erwiderte Brandt bescheiden, „bei mir war das nur Glücksfache! Ich habe mal bei einem Patrouillengang mit zwei Kameraden den Tag über in einem Granatloch ein paar Meter vor der englischen Front gelegen. Und in unserem eigenen

Granatfeuer. Die Meldung schien dann so wichtig, daß wir alle drei das Eiserne Kreuz dafür gekriegt haben; aber das haben draußen alle verdient!“

„Und Sie, Korbach?“

Ja, da blitzen Brandts Augen, und da der Kamerad nicht sogleich antwortet, weil er eben wieder lächelnd auf seinen Apfel hinunterfieht, nimmt Brandt selber wieder das Wort. „Ach, Korbach hat mehr getan. Als unser Bataillon sich einmal — das war aber viel später! Im Januar! — ganz links vorgeschoben hatte, war die Verbindung mit dem Nachbarregiment verloren gegangen, und die Engländer umklammerten uns. Herr Gott im Himmel, ja, wenn ich daran denke! Alles, Offiziere, Unteroffiziere, alles war gefallen, und da ist Korbach hier aufgesprungen und hat geschrien: ‚Die Kompagnie hört auf mein Kommando!‘ Und du warst der einzige,“ wendet sich Brandt zu dem Kameraden und Leidensgefährten hin und schaut ihn dabei wieder bewundernd und zärtlich an, „du warst der einzige, der die ganze Zeit gestanden hat. Daß dich keine von all den Kugeln getroffen hat, das ist mir immer wie ein Wunder vorgekommen!“

„Nein,“ antwortet Korbach schlicht; „erst habe ich gezittert, aber dann habe ich an so was gar nicht mehr gedacht. Mir kamen bloß auf einmal so mitten drin die Heimat und die Schule und alles hier in den Sinn. Ich konnte sogar kaum davon loskommen!“

Brandt aber ist jetzt wieder ganz begeistert. „Ganz gleich,“ ruft er aus und wendet sich seinen Zuhörern wieder zu, „Korbach hat uns so gut verteilt und unser Feuer so geleitet, daß die Engländer uns doch nicht gekriegt haben. Die Bande!“

Da wird auch Korbach lebendig. Er richtet sich gerade und auf einmal auch so freudig auf.

„Darauf bin ich ja nachher Unteroffizier geworden,“ ruft er aus, „und habe dann auch das Eiserne Kreuz hier gekriegt; aber, was mich am meisten gefreut hat, ist doch, daß mir der Kaiser dafür die Hand geschüttelt hat. Diese Hand, Herr Professor! Herr Doktor! Diese Hand! Majestät selber!“

Durch die Schar der Jungen, der Tertianer, geht eine stürmische Bewegung. Ihre Augen werden groß; sie drängen noch näher heran. Der Kaiser! Er hat Korbach die Hand geschüttelt! Blitzschnell fliegen die Gedanken hinaus ins Feld, wo die Truppen unter den Augen des höchsten Kriegsherrn kämpfen, wo er auch den einzelnen sieht, ihm dankt, ihm die Hand schüttelt. Wie oft beim Unterricht haben sie nicht — vom alten Cäsar an und bis hinein in das Mittelalter — sagen hören: „an der Spitze seiner Truppen!“ Jetzt wird das Bild lebendig, gewinnt Gestalt, zeigt ihnen den Kaiser draußen im Westen und im Osten mitten unter seinen Soldaten, an der Spitze seiner Soldaten. Hier, dem Korbach hat er die Hand gedrückt. Und wie stolz es jetzt in Korbachs Augen aufleuchtet, wie er sich noch

.....

mehr aufrecht, seinen Lehrern mit innerer Bewegung sagt: „Hier, diese Hand hat mir der Kaiser geschüttelt!“ Hat bis jetzt auf seinem Gesicht wirklich noch etwas wie Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit gelegen, jetzt, wie mit einem Schläge, ist das alles verschwunden. Eitel Freude liegt auf den bisher vergrämten Zügen des jungen Verwundeten. Er ist auf einmal ein anderer geworden; er lächelt so freudig auf; er wird gesprächiger, und heiter erzählt er: „Ja, am Sonntag nach dem Gefecht wurde unsere Division zum Gottesdienst befohlen. Ich kann nicht sagen, daß wir gern gingen; denn wir waren noch alle ziemlich abgehehrt. Aber man munkelte, der Kaiser wäre auch da. Also fort! Und der Kaiser war da. Nach dem Gottesdienst trat er selber vor. Die Kämpfe wären wieder schwer und der Opfer wieder ungeheure gewesen, so ähnlich sagte er; aber vor Gott könne er bezeugen: er hätte den Krieg nicht gewollt, und uns allen danke er für unser wackeres Aushalten vor der mehrfachen Übermacht des Feindes. Nicht allen könne er, so fuhr er dann fort, die Hand schütteln; aber er hätte doch wenigstens die Offiziere und Kompagnieführer vorzutreten und Dank und Handschlag für sich und ihre wackeren Soldaten zu nehmen.“ — Korbach atmete tief auf. — „Sie können sich denken, wie unsere Blicke den Offizieren nachgingen, als sie vortraten. Auf einmal kommt unser Oberst zurück, sucht jemand und wendet sich schließlich mir zu:

.....

„Sie treten mit vor, Korbach; Sie haben ja doch die zehnte Kompagnie geführt!“ Ich verstand erst gar nicht recht, so verwirrt war ich, und wie ich nun als ganz neugebackener Unteroffizier da unter den Offizieren hinging, da wunderten sich, glaube ich, alle nicht wenig. Und dann stand ich auf einmal mit den Offizieren unseres Regiments vor dem Kaiser. Er kam langsam und ernst die lange Reihe herunter. Wie er näher und immer näher kam, wurde mir ganz sonderbar zumute. Als sollte ich weglaufen. Dann trat er vor mich hin und streckte auch mir die Hand entgegen. Auf einmal — stutzte er. Unser Oberst war aber doch neben ihm und erzählte, wie gerade die 10. Kompagnie da an der Ecke ausgehalten und alles gehalten hätte. Davon freilich habe ich kaum was gehört. Majestät sah mir während der ganzen Zeit nur fest in die Augen und ich ihm. Dann schüttelte er mir plötzlich noch einmal kräftig die Hand und sagte: „Das war brav! Das war Mannestreu! Ich danke Ihnen und der wackeren zehnten!“ Damit trat er zum Hauptmann von Blissing von der 11. Kompagnie hin. Ich aber stand noch da wie im Traum. Ich weiß nur noch, daß der Kaiser noch einmal einige Worte sprach und zum Schluß sagte: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!“ Das brannte sich uns allen ins Herz hinein. Da draußen kommt sicher kein Franzose oder Engländer durch!“

Korbachs Blick war in die Ferne gegangen.

.....

Dann fuhr er fort: „Ich trat endlich mit den Offizieren ab und war wieder bei meiner Kompagnie und auch wieder im Quartier. Ich habe sogar vergessen, unserm Obersten zu danken; aber keiner kann das Gefühl verstehen, das man als Soldat hat, wenn der oberste Kriegsherr zu einem spricht und so spricht wie zu mir. Denke ich daran, so zittert es noch in mir von begeisterter Freude. Ich hätte mich zerhacken lassen können und lasse mich noch heute zerhacken für unsern Kaiser. Und fürs Vaterland. Acht Tage später hat mich dann vorn im Schützengraben die Granate getroffen, und ich wollte manchmal die langen Wochen und Monate seither verzweifeln. Aber dann habe ich immer an jenen Augenblick damals nach dem Divisionsgottesdienst gedacht, als Majestät mir die Hand gab und vom Vaterland sprach. Das hat mich vor der Verzweiflung gerettet. Es wird ja auch schon wieder werden mit meinen Weinen. Solch inneres Glück hilft ja wohl auch außen heilen!“

Die andern, Lehrer und Schüler, die hier auf dem kahlen Schulflur um Korbach herumstehen, sie haben atemlos gelauscht. Jetzt geht eine stürmische Bewegung durch die Jungenschar hin. Die Spannung, die auf den Gesichtern gelegen, ist in Freude übergegangen, in Mitfreude mit dem ehemaligen, wackeren Schulkameraden; in Stolz sogar; denn er gehörte doch zu ihnen, Korbach hier, dem sogar der Kaiser gedankt hatte. Sie können nicht den Blick

~~~~~

wegwenden von dem Verwundeten, werden nicht müde, ihn scheu und dabei beinahe ehrfurchtsvoll anzusehen.

Da schallt schrill die elektrische Glocke zum Schluß der Pause in die ehrfürchtige Stimmung hinein. Doch eben richtet sich auch der alte Kohlhardt aus seiner gedankenvollen Stellung auf. „Ja,“ sagt er laut und mit einem feierlichen Beben in der Stimme, und alle hören das; „ans Vaterland, ans teure, schließ dich an! 1870 sind wir zu dieser Wirklichkeit erwacht; aber erst heute wissen wir, daß diese Wirklichkeit auch Bestand hat. Und wir danken das besonders unserm Kaiser, dem Kaiser Wilhelm II. Wir können es ihm sogar nicht genug danken. Unser Kaiser Wilhelm II., er lebe hoch!“

War es Korbachs Erzählung gewesen, die alle innerlich so ergriffen und erschüttert hatte? War es die innere Wärme und Glut des alten Lehrers? Dieses Hoch auf den Kaiser, in das jetzt alle jubelnd einstimmten, das klang doch noch ganz anders als sonst, und noch nie hatte der alte Schulflur so etwas gehört. Brandt war aufgesprungen; jetzt fuhr sogar auch Korbach mit einem Ruck hoch. Er griff nach der Stuhllehne; auf der andern Seite stützte ihn zum Glück noch Oberlehrer Seydlich.

„Und noch einmal! Hoch! Und zum drittenmal! Hoch!“ und ohne daß jemand die Losung ausgegeben hatte, plötzlich rauschte es empor und brauste den langen Flur hinunter:

„Heil dir im Siegerkranz,  
Herrscher des Vaterlands,  
Heil Kaiser dir!“ —

Ehrfürchtig und wie traumberloren standen noch alle da, als das Lied schon verklungen war. Da drehte sich Dr. Fuchs schnell zu den Tertianern um. „So, Jungs, nun aber in die Klasse!“ —

In die Schar kommt Bewegung. Einige freilich drängen sich noch an Dr. Fuchs vorbei und suchen Korbachs und Brandts Hand zu erhaschen. Dann wird es langsam leer um die beiden. Auch die Lehrer schütteln ihnen die Hand und gehen.

Schließlich steht bei den beiden Verwundeten nur noch Professor Kohlschardt. Sinnend und in sich versunken. Wie aber alles so ruhig geworden ist, sieht er sich erstaunt um, und dann strafft er — der alte Soldat von 70 — sich auf und sagt mit bewegter Stimme: „Ja, ja, der Kaiser hat recht, das Wort trägt Sie und trägt uns alle empor:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,  
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

